Vermischte Geschichten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **- (1838)**

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-655870

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Des Boten Neujahrsgruß.

Vor Zyten ist — i b'sinne mi no wohl,
E gute Bruch bin ús in Uebung g'si,
Daß i der letzte Nacht vom alte Jahr
I mänger Stadt en Wächter ume geit,
Der d'Stunde rüft, u d's gut Jahr darby
wünscht.
's ist mänge gute Bruch abcho! 's ist schad!
Drum will is beßre! I will Wächter sy!
Will ordli d'Stunde rüfe, u derby
Euch singe was mys ehrlich Herz euch
wünscht.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het zechni g'schlage.

Wer Glück u Freud u Seae g'nießt,
U jetz sy's Jahr mit Freude b'schließt,
Dem wünschen i derzu Verstand,
Süst g'schändischs g'wüß mit eigner Hand.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het eilfe g'schlagen.

Wer jetz in Armuth und i Noth
Mit Chummer ißt sys sparsam Brod,
Dem wünschen i Gidult u Muth,
Bis d'Himmelsthür der Tod aufthut.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het zwölfi g'schlage.

Bist du n'e große Ma im Staat,
So gäb dir Gott recht kluge Rath,
U Demuth u Bescheidenheit.
Süst chunts nit gut. Säg i heig's g'seit.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het eis g'schlage.

Bist öppe nume g'ring u chli,
Bis nit e Narr u bild dir i,

Du müßist öppis werden! — Ach!
Blib was du bist, u thu di Sach.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het zwei g'schlagen.

Lebst i der Eh'? Gott segni di
Mit Lieb u Treu; das wünschen i;
Denn g'schau! für bös und untreu Lüt
Hilft wäger alles wünsche nüt.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het drei g'schlage.

Bist ledig? Küschheit, Ehr u Zucht
Bringt dir für g'wüß die besti Frucht.
Es sufers Herz bim Jugedmuth,
Chunt eim im höchen Alter gut.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het vieri g'schlagen.

Bist du ne g'schikte Handwerchsma,
Lueg d'Werchstat ja recht fründlich a,
U trib dys Handwerch; bitten i;
Denn süst vertrybt dys Handwerch di.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het fünfi g'schlagen.

Du bist e Glehrte! 's cha sauft sy.
Doch bild dir nit gar z'viel d'rauf y,
Gar mänge rühmt si großer Chunst;
U luegt mes recht ists nume — Dunst.

Höret was ich euch will sagen.
D'Glogge het sechsi g'schlagen.

Doch wend' e Narr vo Hus us bist
So bitten i, führ lieber Mist,
U la doch alles andre sy.
Es chunt viel bas! Es blyb derby.

Von der Natur.

(Fortsetzung.)

2. Der Esel ist neben dem Pferde das einzige Thier mit ganzem Huf, das wir in unserem Lande finden. Der Stammvater dieses nützlichen und mit Unrecht verachteten Thieres, ist der wilde Esel, Kulan, der sich heerdenweise in der großen Tartarei aufhaltet. Dieser ist viel größer und schöner als die zahmen Esel, die wir zu sehen gewohnt sind. Dieser ist wohl meist durch die schlechte Behandlung, die ihm zu Theil wird, ausgeartet. Seine Geduld, seine Genügsamkeit und Nutzbarkeit verdiente etwas Besseres, und würde auch dieß Thier veredeln, wie denn Spanien und Italien sehr schöne Esel hat. — Gesicht, Gehör und Geruch sind an diesem Thiere vorzüglich gut. Aber ausgezeichnet schlecht und widerlich ist ihr Geschrei. Er trägt schwere Lasten, hat einen sehr sicheren Gang und ist daher in bergigten Gegenden von vorzüglichem Nutzen. In dem was er frißt ist er gar nicht meisterlos, und das schlechteste Futter genügt ihm. Aber zum Saufen will er durchaus reines und helles Wasser haben. Die Milch der Eselin ist ein bekantes und wohlthätiges Heilmittel für Schwindsüchtige. Auch wird daraus der berühmte Parmesan-Käse verfertigt. In Italien wird das Eselfleisch zu vortrefflichen Würsten gebraucht. Die Haut ist vorzüglich stark, und wird zu Chagrin, Pergament u. dgl. verarbeitet.

Das Maulthier hat einen Esel zum Vater, und ein Pferd zur Mutter. Der Maulesel hat umgekehrt zum Vater ein Pferd und einen Esel zur Mutter. Bei uns heißen diese beiden Bastarde ohne Unterschied Halbesel. Sie vereinigen in sich manche gute Eigenschaft beider Aeltern, und dienen besonders gut als Saumthiere auf Bergpfaden.

Von den einhufigen Thieren in Asien und Afrika sprechen wir hier nicht, sondern halten uns einstweilen an das liebe Vaterland.

II. Säugethiere mit gespaltenem Hufe.

1. Der Ochse und die Kuh, oder mit dem allgemeinen Namen das Rindvieh, ist für unser Land sicher die wichtigste und nützlichste Thierart. Daß sie von den ehemaligen Urochsen abstammet, ist höchst wahrscheinlich. Zwar werden diese von den ältesten Geschichtschreibern über die Schweiz als fürchterlich wilde unbezähmbare Thiere beschrieben. Aber seit den Zeiten des Julius Cäsar konnte dieses Thier wohl zum Hausthiere werden. Und wer es weiß, was der unverschnittene Stier noch jetzt oft wird und kann, wird die Aehnlichkeit nicht verkennen.

Eine Beschreibung ist hier nicht nöthig. Das aber muß man bemerken, daß selbst unser gerühmtes schweizerisches Hornvieh, je nach den Gegenden gar sehr verschieden ist. Das Vieh von Schwyz, Unterwalden, Uri u. s. f. ist ein anderes, als das im Canton Bern. Und wieder ist das Vieh von Oberhasle, Brienz, Grindelwald etwas anderes, als das vom Simmenthal und Saanenland oder vom Emmenthale. Steile und wilde Berge fordern kleineres und leichteres Vieh, zahmere Berge und flaches Land haben großes, schwereres Vieh. Daß in der Auswahl viel Vorurtheil obwaltet, ist unstreitig. Es giebt Gegenden, wo die schwarze Farbe verhaßt ist und kein schwarzer oder schwarzgeflekter Wucherstier geduldet wird, da hingegen im Freiburgischen und im Saanenland, wo gerade das schönste Vieh ist, diese Farbe häufig vorkommt.

Wie wichtig diese Thierart für unser Land ist, zeigt sich schon daraus, daß 1797 eine Zählung im Canton Bern folgenden Viehstand angab:

Milchkühe . . .	109,859.
Zuchtochsen . . .	3,686.
Zug- und Mastochsen .	13,256.
Rinder über 2 Jahr .	13,011.
unter 2 Jahren .	43,441.

Also im Ganzen 188,253 Stücke Rindvieh nur im Canton Bern. Uebrigens ist diese Thierart der Mehrzahl der Leser so wohl bekannt, daß weitere Belehrung darüber hier unnöthig wäre. Sollte aber jemand über das schweizerische Rindvieh etwas Vollständigeres lesen wollen, so wird es der Bote, mit Hülfe seiner gelehrten Freunde, in einem künftigen Jahrgange liefern, so bald es ausdrücklich begehrt wird.

2. Das Schaf, dieses zahme, freundliche Hausthier ist beinahe in der ganzen Welt verbreitet, und stammt wohl ebenfalls von einer wilden Race ab; man weiß aber nicht bestimmt ob von dem Argali in Sibirien, oder von dem Mufflon in Sardinien und Corsika. Nach Land und Clima sind auch die Schafe verschieden. Da aber der Hauptnutzen dieses Thieres in seiner Wolle

besteht, so achtet man überall nur auf diese und ihre Feinheit, nicht aber auf die Gestalt und Schönheit des Thieres. Die schönste und feinste Wolle haben die spanischen Schafe. Dort werden außerordentliche Heerden gehalten, die das ganze Jahr unter freiem Himmel leben; im Sommer in Gebirgen, im Winter in Ebenen. Ebenso hält man's in England und Schottland. In einem einzigen Kirchspiel des letzteren Landes zählte man zwanzigtausend Schafe. Dort wird aber auch mehr Sorgfalt auf die Schafzucht verwendet als in unserem Lande; wo das Schaf eigentlich nur stiefmütterlich behandelt, in engen niedrigen und unsauberen Ställen gehalten, mit dem schlechtesten Futter genährt wird, und wo in den Heerden nicht etwa die grobwolligen von den feinwolligen gesondert, sondern alles durcheinander gemischt ist. Es ließe sich hier noch vieles verbessern, zumal in gewißen Gegenden des Oberlandes, die vortreffliche Sommerweiden unabhängig besitzen. —

Neben der Wolle benutzt man am Schafe die Milch; denn an einigen Orten werden sie gemolken, und auch Butter (Anken) und Käse aus der Milch verfertigt; das Fell in der Wolle, die Haut, das Fett, Unschlitt; die Eingeweide; die Knochen, den Mist; Hörner und Klauen, und besonders das Fleisch.

3. Die Ziege, Geiß. Ob sie ein eigenthümliches Thier ist, oder aus der Vermischung von Steinbock mit einer andern Ziegenart entstanden ist, das wissen die Gelehrten noch nicht recht, und also auch der Bote nicht. Ein sehr nützliches Thier ist sie, besonders als das Melkvieh der Armen. Sie liebt zur Nahrung besonders trockene Kräuter, und verlangt auch Reinlichkeit und Trockenheit im Stalle, wenn sie wohl seyn soll. Am beßten gedeihen sie wenn man sie in dürre trockene Bergweiden austreiben kann. Sie hat mehrfachen Nutzen. Das Fleisch der Jungen (Gitzi) ist sehr angenehm; der Unschlitt ist von den Kerzenfabrikanten vorzüglich geschätzt; die Milch ist ein vortreffliches Getränke für Gesunde und Kranke. Man hat sogar mit Erfolg versucht die Ziege mit besonderen Kräutern zu nähren, deren Kräfte sich der Milch mittheilten, und gewissen Kranken sehr wohl bekamen. Auch der Käse aus Ziegenmilch ist sehr angenehm. Die Felle werden zu Corduan, Saffian, Pergament ꝛc. benutzt, auch zu andern Lederarten. Die Haare dienen zu mancherlei Gebrauch, und würden zu noch weit mehrerem dienen, wenn man sie durch Vermischung mit feinhaarigen Ziegenarten veredelte. Die Hörner werden von Drechslern und Messerschmieden verarbeitet.

Indessen verbannt der Bauer die Ziege wo er kann, und es sind schon jahrelange kostspielige Prozesse deshalb geführt worden. Wo schlecht gehirtet und die Geiß ihrem Gelust und Muthwillen überlassen bleibt, schadet sie allerdings an Lebhägen, im Holzwuchs, an Obstbäumen durch ihr Benagen der Zweige und der Rinde. Möchten die Armen überall bescheiden und sorgfältig, die Reichen barmherzig und nachsichtig seyn, so würde die Geiß der Armen Melkkuh bleiben, und alle im Frieden stehn.

(Fortsetzung künftig.)

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Contribution. Eigentlich jede Abgabe. Besonders aber Brandschatzung im Kriege.

Convent. Eigentlich jede Zusammenkunft. Ehemals hieß so ein Tribunal von Stadtgeistlichen in Bern.

Eine Convention bedeutet eine Uebereinkunft mehrerer Parthien über eine Sache.

Copuliren, vereinigen, verbinden. Wird gebraucht 1) von der ehelichen Verbindung, die Copulation ist die Trauung. 2) Von einer Art der Veredlung der Fruchtbäume. Sag also nicht: kuppelieren, Kubolazion.

Der Cordon bedeutet ursprünglich eine Schnur; dann aber meist eine lange Reihe von Soldaten oder Wachtposten, mit denen ein Land umgeben wird, z. B. gegen die Cholera.

Das Corps: (lies Kohr) ein Ganzes, das aus mehreren Einzelnen besteht, z. B. bei Soldaten.

Correkt, fehlerfrei: corrigiren, die Correktur.

Der Corsar; ist ein unprivilegirter Seeräuber. Im Kriege giebts privilegirte, die nennt man Kreuzer.

Das Couvert (Kuvär) auch Copert, der Umschlag eines Briefes.

Die Creatur, eigentlich das Geschöpf. Uneigentlich ein verächtlicher Mensch, der durch andere sein Glück gemacht hat, und ihnen darum knechtisch ergeben ist.

Der Credit: 1) Die gute Meinung die andere von uns haben, das daherige Vertrauen. 2) Dann aus diesem Vertrauen das Borgen, Entlehnen, Warten mit der Bezahlung. Ein Creditiv ist ein Beglaubigungsschreiben. Creditor, der mir etwas anvertraut.

Die Cultur; die Bearbeitung, z. B. Baum-Cultur. Daher in geistigem Sinne, die Ausbildung des Menschen. Ein cultivirter Mensch, derjenige der von Rohheit und Gemeinheit ganz ferne ist.

Der Cultus: die öffentliche Gottesverehrung; alles wodurch der Mensch seinen Glauben und seine Verehrung gegen das höchste Wesen ausspricht.

Current, gangbar, z. B. currente Münze, Geld das in Kauf und Lauf angenommen wird. Die Currentschrift ist die gewöhnliche Handschrift, im Gegensatze der weniger gewöhnlichen sogenannten Canzlei- und Frakturschrift.

Der Cylinder: ist ein länglichter Körper, dessen beide Ende eine Kreisfläche bilden; eine Walze.

(NB. Man schreibt jetzt viele Wörter, die ihrer Abstammung wegen mit C anfangen sollten, mit K.)

Eine Dame heißt a) ein vornehmes Frauenzimmer; b) zwei aufeinander gesetzte Steine im Brettspiel.

Deklamiren, etwas mit dem gehörigen Ausdruck und Nachdruck hersagen. Die Deklamation. Der Deklamator.

Das Dekret: ein Beschluß und Vorschrift der Obrigkeit.

Dediziren, Zueignen. Wenn z. B. der Verfasser eines Buches dasselbe zueignet, und damit eine Ehre erweist.

Defekt, unvollständig, z. B. wenn in einem Buche ein oder mehrere Bogen fehlen.

Defendiren, vertheidigen. Sag also nicht: i ha mi verdefendirt!

Definiren: den Begriff einer Sache genau bestimmen. Die Definition.

Delikat, eigentlich fein, vorzüglich gut, z. B. eine delikate Speise. Dann auch was in seiner Behandlung besondere Vorsicht und Schonung fordert: z. B. es ist eine delikate Sache, wenn Kinder den Aeltern unangenehme Wahrheiten sagen müssen.

Delinquent: ein in Verhaft genommener, zumal ein zum Tode verurtheilter Verbrecher.

(Wird fortgesetzt.)

Das Barometer.

Wenn der ungelehrte Bote mit Hülfe gelehrter Leute, jetzt das Barometer, seine Verrichtungen und ihre Ursachen erklären will, so muß er voraus sagen, daß hier eine ganz vollständige und gründliche Belehrung unmöglich ist, sondern der Leser manches dennoch glauben muß, wenn ers schon nicht eigentlich begreift. Doch will ichs so kurz und deutlich machen, als mir möglich seyn wird.

Das Instrument, das wir Barometer nennen, hat es mit der Luft zu thun, welche unsere Erde aller Orten umgiebt. Diese Luft hat zwei merkwürdige Eigenschaften, welche hier in Anschlag kommen, weil das Barometer nicht begriffen werden kann, wenn man diese Eigenschaften nicht kennt.

Die Luft ist elastisch; d. h. sie läßt sich auf einen gewssen Grad zusammen drücken, dehnt sich aber augenblicklich wieder aus, sobald der Druck nachläßt. Beweis! Nimm ein Schoppenglas, drücke es wo es offen ist gerade herab in einen Züber mit Wasser, so wirst du sehen, daß das Glas nicht voll Wasser wird, sondern oben leer bleibt. Warum? weil die darin eingeschlossene Luft dem Wasser den Platz versperrt! Laß mit dem Drücken nach, so steigt das Glas in die Höhe. Warum? Weil die zusammengedrückte Luft sich wieder ausdehnt! Das ist die Elastizität der Luft.

Die Luft ist zum andern schwer, und hat ein Gewicht. Das will mancher nicht glauben, und ist doch wahr. Beweis. Wenn du einen Weinheber füllst, und haltest oben das Loch mit dem Daumen zu, so geht der Wein nicht heraus, wenn der Heber unten gleich offen ist. Warum? weil die äußere Luft unten entgegen steht und zwischen Wein und Luft das Gleichgewicht eintritt. Thue oben auf, so drückt die obere Luft auf den Wein, das Gleichgewicht ist gestört, und der Wein, der schwerer ist als die Luft, fließt heraus. Die Luft hat also ein Gewicht, und mit diesem drückt sie auf die Körper. (Hier muß der Bote verschnaufen; denn es ist für einen Ungelehrten gar schwer gelehrte Dinge zu erklären!)

Da aber die Luft nicht immer gleich schwer ist, indem bald mehr bald weniger Dünste u. dgl. darin enthalten sind, so ist auch der Druck ungleich, den die Luft auf die Körper ausübt. Um nun zu wissen und zu messen, ob die Luft leichter oder schwerer wird, mehr oder weniger drückt, braucht man eben das Barometer, welches griechische Wort eigentlich Schwermesser heißt. Dieses merkwürdige Instrument ward 1643 von einem gelehrten Manne, Namens Torricelli, erfunden. Er füllte eine gläserne Röhre, ungefähr 3 Schuh lang und an einem Ende zugeschmolzen, mit Queck-

silber, kehrte sie um, und stekte das offene Ende in ein Gefäß, worin auch Quecksilber war. Jetzt sah er daß noch 27 bis 28 Zoll Quecksilber in der Röhre stehen blieb, welches also dem Druck der Luft auf das Gefäß das Gleichgewicht hielt. Man setzte nun die daherigen Versuche überall fleißig fort, und bemerkte bald daß die Veränderungen im Steigen und Fallen des Quecksilbers einigermaßen mit den Veränderungen des Wetters zusammentreffen. Und so ward das Barometer zum Wetterglase.

Aber nur einigermaßen, das heißt: nicht immer und nicht mit zuverläßiger Gewißheit. Denn der geneigte Leser weiß aus Erfahrung, daß es manchmal tapfer drauf los regnet, wenn das Quecksilber bei schön Wetter steht; und möchte, wie jener Herr, sein Barometer unter das Dachdrauf stellen, und sagen: „Da lueg du Narr, obs schön Wetter ist.“ Doch möchte Folgendes der Wahrheit nahe kommen:

1) Auf das Steigen des Quecksilbers, zumal wenn es sehr merklich ist, pflegt gemeiniglich gutes Wetter, auf das Fallen aber Regen, Schnee oder Wind zu folgen.

2) Wenn das Quecksilber bald ein wenig steigt, bald ein wenig fällt, so pflegt unbeständiges Wetter zu folgen.

3) Auf anhaltendes Fallen bei sehr heiterem Wetter folgt gerne ein Gewitter. Aber nicht allemal da wo das Barometer hängt, sondern auch in einiger Entfernung.

4) Steigt das Quecksilber im Winter stark, so deutet das gemeiniglich auf Kälte. Wenn es aber bei starkem Froste bedeutend fällt, so pflegt Thauwetter zu folgen.

5) Wenn das gute Wetter unmittelbar auf das Steigen, das schlechte Wetter gleich nach dem Fallen folgt, so zeigt das gemeiniglich, daß die Witterung nicht lange dauern werde.

6) Aber auch mit den Winden hängen die Veränderungen des Quecksilbers zusammen. Südwinde verursachen in der Regel den tiefsten, Nordwinde den höchsten Barometerstand. Veränderlichkeit der Winde zeigt sich durch Veränderlichkeit des Quecksilberstandes u. s. f.

Will nun der geneigte Leser mehr wissen, und fragt z. B. wie man die Höhe eines Berges mit dem Barometer messen könne, so erfordert das viel mehr Kenntnisse als der Bote geben und der Leser — verstehen kann.

Einige Merkwürdigkeiten der Stadt Bern.

Nach der Zeitfolge geordnet.

1191. Herzog Berchtold V. von Zähringen erbaut die Stadt Bern an einem Orte im Sack genannt. Sie sollte nur bis zur jetzigen Kreutzgasse gehn. Aber der Baumeister, der Edle von Bubenberg, baute sie bis zum Thiergraben, der damals vom Gerberngraben über den jetzigen Kornhausplatz hinlief, gegen der Aare. Der Zeitglockenthurm war das obere Stadtthor, und zugleich Wachtthurm und Gefangenschaft.

1197. Herzog Berchtold übergiebt die Stadt zu ihrer Sicherheit an das Reich.

1218. Berchtold stirbt. Der Kaiser giebt der Stadt einen Reichsvogt.

1223. Bern wird der Reichsvogtei entladen, und regiert sich von nun an selbst und unabhängig.

1228. In dem Streit mit den Grafen von Kyburg begiebt sich Bern in den Schutz des Grafen von Savoi. Dieser vergrößert die Stadt, bis da wo jetzt der Kefichthurm steht, welcher nun das obere Thor war. Die Häuser rechts und links hießen noch lange nachher „an der alten Ringmauer." Die Uhr kam 1691 darein. Am 20. Mai 1711 erschlug der Strahl darin einen Gefangenen.

1230. Ward die erste hölzerne Brücke über die Aare bei dem untern Thor gebaut.

1232. Anfang des Baues einer eigenen Pfarrkirche, da Bern sonst nach Köniz kirchspännig war. Der Bischof von Lausanne weihete sie dem heiligen Vinzenzius. Es war aber nur ein geringes Gebäude.

1233. Wurde das Kloster der Brüder zum heiligen Geist erbaut, welches nach der Reformation zu einem Stadt- oder Burgerspital gemacht ward.

1251 oder 1255. Die Franziskanermönche kommen auf Bern, und bauen ein Kloster und eine Kirche, zu oberst an der jetzigen Herrengasse, wo jetzt die Hochschule steht.

1265 oder 1268. Die Dominikanermönche kommen auf Bern und bauen Kloster und Kirche außerhalb der damaligen Ringmauer. Das Kloster war späther das sogenannte Commerzienhaus, jetzt die Caserne. Die Kirche heißt jetzt die französische Kirche, und halten darin auch die in Bern wohnenden Katholiken ihren Gottesdienst. Auch bauten die Mönche damals eine steinerne Brücke über den Thiergraben, da wo jetzt das große Kornhaus steht.

1288. Die Frauen im Dominikanerkloster auf der Insel zu Brunnadern, welches dem Erzengel Michael geweihet war, ziehen wegen Kriegsunruhe in die Stadt, dahin wo jetzt der Inselspital steht, der eben daher seinen Namen hat. Auch die Beginen, ebenfalls sogenannte geistliche Frauen, ziehen in die Stadt. Sie wohnten sonst vor dem untern Thor, wo das Wirthshaus steht, das noch jetzt Klösterli heißt. Nach der Reformation kamen diejenigen Ordensleute dahin, die man mit Leibgeding absterben ließ.

1334. Fieng man an den hohen Kirchhof bei der großen Kirche zu bauen.

1346. Die Stadt wird erweitert bis zum Spital. Der sogenannte Christofelthurm und die Ringmauern werden in 13 Monaten gebaut. Dieser so große hölzerne Christof stand sonst als Schildwache im Chor des Münsters. Jetzt aber ward er hieher gebracht, in den Riesen Goliath verwandelt, und gegen ihm über David mit der Schleuder auf den Brunnen gestellt.

1360. Die Stadt kauft die Schwelle an der Matten, sammt den Mühlen und allen andern Wasserwerken von Johann von Bubenberg um 1300 rheinische Gulden. Erbaut waren dieselben wahrscheinlich schon gleich mit oder nach der Stadt selbst. 1556 wurden die Mühlen neu gebaut.

1393 oder 1394. In dem heißen Sommer, wurden die Stockbrunnen in die Stadt geleitet, welche zuvor an Wasser gar

Mangel litt. Eine alte Chronik schreibt von diesem Sommer: „es ward auch in diesem Land Gersten gesäiet, gewachsen, geschnitten, gedroschen, gemalet, gebacken und gessen, daß es nie geregnet.“

1399. Ward die Stadt mit Steinen beschossen; das heißt, die Gassen, die vorher nur wie Landstraßen etwa mit Grien überführt waren, wurden nun mit Steinen gepflastert.

1405. Fieng man an das zweite Rathhaus zu bauen, obenher der Münsterkirche. Das erste war am Stalden, das Eckhaus wo man gegen die Enge geht, und jetzt eine Schmiede ist. Beendiget ward der Bau 1416.

1420. Ward der Bau des jetzigen Münsters (großen Kirche) angefangen. Nicht nur steuerten Viele Vieles daran, sondern Jubeljahre und päpstlicher Ablaß mußten zu den sehr großen Kosten helfen.

1430. Fieng man an das Fundament zum Chor zu legen.

1463. Baute man die steinerne Brücke bei dem untern Thore.

1465. Ward die köstliche Monstranz aus der großen Kirche gestohlen. Man sah das als ein Zeichen des göttlichen Zornes und somit als ein großes Unglück an: erließ strenge Sitten-Mandate und vermahnte ernstlich zu Gebet und Buße. Hätten die Leute sich darum bekehrt, so wäre das vermeinte Unglück zum wahren Glück geworden.

1494. Ward die Kirche auf der Nydeck gebaut. Von der Reformation an bis 1566 ward sie nicht mehr gebraucht; von da an aber der Gottesdienst durch Pfarrer und Helfer am Münster versehen.

1509. Die in der abscheulichen Jetzergeschichte begriffenen Dominikanermönche, werden in der Schwellenmatt lebendig verbrannt. Die Geschichte ist zu lesen in den Büchlein, die am letzten Reformationsfeste in allen Gemeinen ausgetheilt wurden.

1513. Nach der Schlacht bei Navarra bringt ein Junker May zwei Bären nach Bern; von da an sollen immer solche im Bärengraben gehalten worden sein. Andere sagen anders! Der erste Bärengraben war obenher der Kesich, auf dem jetzigen Viehmarkt. Dann kam er vor das ehemalige Golattenmattgassethor, wo jetzt das neue Schellenhaus steht; wegen dessen Bau die ehrlichen Mutzen gar aus der Stadt weichen mußten.

(Wird allenfalls fortgesetzt.)

Vom Erdbeben.

Der Leser erinnert sich noch wohl, wie er in der Nacht vom 23. auf 24. Jenner 1837 durch einen starken Stoß von einem Erdbeben aus dem Schlafe aufgeschreckt worden, und wie bald darauf ein zweiter Stoß den Schrecken vermehrte. Der Bote will, mit Hülfe guter Leute, darüber ein vernünftiges Wort mit seinen Lesern sprechen.

Was ein Erdbeben ist? fragt der Leser zuerst. Es ist keine wunderbare, keine übernatürliche Erscheinung, sondern sie ist natürlich, d. h. sie geschieht nach den Gesetzen, die in der Natur gegründet sind. Es ist eine, bald stärkere bald schwächere

Erschütterung des Erdbodens, die aber sehr ungleich ist. Manchmal ist diese Bewegung nur in einem kleinen Kreise, manchmal in einem ganzen Welttheil, wohl auch in mehreren fühlbar! Oft geht die Bewegung von einem Mittelpunkte aus, und theilt sich ringsum mit, wie wenn man einen Stein in einen Weiher wirft! Oft geht die Bewegung nach einer gewissen Richtung fort; oft aber ganz gerade in die Höhe. So natürlich diese Erscheinung ist, so fürchterlich ist sie oft in ihren Wirkungen, indem schon ganze große Städte, wie wir weiter unten erzählen werden, in wenig Minuten durch Erdbeben zerstört und dem Boden gleich gemacht worden sind!

Aber woher entstehen die Erdbeben? Ja, das ist schon schwerer zu erklären, und wird dem Boten Schweiß kosten ehe er's klug und verständlich herausbringt. Das Inwendige unserer Erde, wo die Erdbeben entstehen, ist uns großentheils unbekannt. Aber so viel weiß man: es finden sich im Innern Spalten, Gruben und Höhlen, in denen allerlei Dünste eingeschlossen sind, die meist eine entzündliche, brennbare Luft enthalten.

Wenn nun diese Luft, oder besser diese Dünste sich entzünden, so geschiehet eben das, was bei einem geladenen Gewehre wenn das Pulver sich entzündet; nämlich die eingeschlossene Luft wird durch das Feuer plötzlich ausgedehnt, hat in der Höhle nicht mehr Platz genug und verursachet die heftige Bewegung, indem sie irgendwo einen Ausgang sucht. Ein Beispiel im Kleinen, dessen Unglück doch groß genug war, hat der Leser an der Apotheke in Bern, wo vor einigen Jahren durch eine solche plötzliche Entzündung von Dünsten eine so gewaltige Erschütterung erfolgte, die einigen Menschen das Leben kostete.

Das schrecklichste Erdbeben, das die Schweiz betraf, ist wahrscheinlich doch dasjenige, wodurch Basel zerstört ward. Im Jahr 1356 am 18. Weinmonat um zehn Uhr in der Nacht, erfolgten zehn gewaltige Erdstöße hinter einander, und die Stadt war in wenig Minuten verwüstet. Kirchen, Thürme, Ringmauern, Häuser, alles stürzte zusammen. Dreihundert Menschen fanden unter den Trümmern den Tod. In dem Schutt brach Feuer aus und verzehrte was noch an Gut darunter lag, und acht Tage währte der Brand. Felsen zersprangen, die darauf gebauten Schlösser stürzten zusammen, vier und achtzig derselben brachen ein. Bern empfand, jedoch schwächer, die gleiche Erschütterung, und es erzeigten sich Beschädigungen an der Münsterkirche und vielen Häusern

1746 zerstörte ein Erdbeben die Stadt Lima in Peru (in Südamerika) die über 60,000 Einwohner zählte. 1755 ward Lisabon, die Hauptstadt von Portugal, mit etwa 38,000 Häuser zerstört. 1774 ward die spanische Provinz Guatimala in Südamerika durch Erdbeben verwüstet. 1783 stürzte Messina zusammen und ein großer Theil von Calabrien ward verheeret. Also fürchterlich ist diese Naturgewalt, und der aufgeblasene Mensch kann nichts dagegen!!

Dieses Erdbeben im Jänner 1837 ward in der ganzen Schweiz, von Genf bis Zürich, gespürt; hat aber nirgends Schaden angerichtet, und man hat noch nichts vernommen, daß außer der Schweiz etwas davon verspürt worden. Wir wollen dem lieben Gott danken, daß wir mit dem bloßen Schrecken davon gekommen sind; und wollen

nicht vergessen, daß wir Nichts sind vor dem, der Himmel und Erde in seiner Hand hält.

Das Volksfest.

(Mittheilung.)

Auf einem Ausfluge im Herbste kam ich auf N. Es war Sonntags gegen 11 Uhr, und ich wollte mein Mittagessen in M., eine Stunde weiter, einnehmen. Aber da sah ich im Dorfe so viel freudiges Leben, so viel geschmückte Leute, zumal so viele mit Blumensträußen sich brüstende, fröhliche Kinder, daß ich ein hübsches, blondgelocktes Mädchen fragte: „Ei der Tausend! Was giebts denn hier, daß ihr alle so herausgeputzt seid?“ Weißt du nicht, antwortete die Kleine, heute ist unser Drackenfest! Ein Drachenfest, dacht' ich, und eine Reihe von Sagen und Märchen von Drachen und Lindwürmern gieng mir durch den Kopf. Ich wollte das sonderbare Fest mit ansehn, und blieb über Mittag im Wirthshause; fest entschlossen erst nach dem Feste nach der Erklärung zu fragen.

Nach 1 Uhr kam nun von der Kirche her ein Zug mit Trommeln und Pfeifen. Voran der Schulmeister, hinter ihm die Schulkinder, und dann eine Menge älterer und jüngerer Leute. Bald schwieg die Trommel und die Kinder sangen ein Marschlied.

Heraus nun! Heraus!
Heraus aus Dorf und Haus.
In's freie Feld gezogen;
Der Himmel ist gewogen.
Der frohe Tag ist da.
Juheißa! Hopsassa!

Heraus nun! Heraus!
Bald zwingt des Winters Graus
Uns dann zum Ofen sitzen
Zur Schul, zum Bücherschwitzen.
Noch ist er jetzt nicht da.
Juheißa! Hopsassa.

Ich meinte immer, ich müßte ein Drachenbild irgendwo erblicken, aber umsonst. Die Kinder trugen kleine Körbchen am Arm mit Blumen; sonst nichts. Wir langten auf dem Felde an. Unter einem alten großen Birnbaume war ein etwas erhöhtes Brettergerüste errichtet, um das sich nun die Kinder im Kreise herstellten, und hinter ihnen die Zuschauer. In einem noch weitern Kreise brennten einzelne Feuer, von ältern Knaben besorgt. Jetzt trat der Schulmeister auf das Gerüste, und wir horchten. Er sprach: Sei mir gegrüßt, fröhliche Jugend. Du weißt warum wir das Fest feiern, und freust dich seiner Bedeutung. Seid aber auch ihr gegrüßt, liebwerthe Anwesende aus der Ferne und Nähe! Wenn ihr unser Fest nicht kennet, so wißt, es ist zur Ehre von Franz Drake, der die gesegneten Kartoffeln in Europa gebracht hat. Mir fiels wie Schuppen von den Augen! Also kein Ungeheuer, sondern ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Bravo! — Nun stimmte der Schulmeister an und die Kinder sangen einen Choral:

Wir danken alle Gott!
Er giebt den Armen Brod
Und sonst noch viele Gaben,
Daß sie die Fülle haben;
Und Segen streut er überall
Auf Fels und Weid, in Berg und Thal.

Aus fernem Erdentheil
Sandt' er den Menschen Heil,
Und Nahrung allen Armen
Aus herzlichem Erbarmen.
Drum preiset all' den guten Gott,
Der allen giebt das täglich Brod.

Jetzt erzählte der Schulmeister, wie ehedem so oft Hunger und Mangel die Menschen heimgesucht: wie die Kartoffeln dem so schön abgeholfen: wer diese herrliche Frucht in Europa gebracht u. s. w. und jetzt sprangen die Kinder zu den Feuern, holten aus ihren Körbchen Kartoffeln unter den Blumen hervor, legten sie zum Braten in die heiße Asche, und erlustigten sich indessen mit allerlei Spielen und Sprüngen. Auf einmal fiengen die Trommeln und Pfeifen gerade hinter mir an zu lärmen. Ich erschrack, und — erwachte aus meinem Traume!

Etwas vom Kaffee.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Für alle die vielen Leute, die gerne Kaffee trinken, mag es angenehm sein, die Pflanze näher kennen zu lernen. Der Baum, der die beliebte Frucht trägt, stammt aus dem glücklichen Arabien, und ward von da in andere Länder auch in Amerika verpflanzt. Die Blätter gleichen denen vom Lorbeerbaum; der Stamm hat eine weißliche Rinde; die Frucht ist eine runde, zuerst grüne, dann rothe, endlich dunkel-purpurrothe Beere, ungefähr von der Größe einer Kirsche, welche unter dem weichen Fleische zwei eiförmige Samen einschließt, und diese sind unsere sogenannten Kaffeebohnen. Der Baum blüht erst im zweiten Jahre, und nur 24 Stunden lang; ist aber dann sehr schön anzusehn, wie mit Schnee bedeckt. Die Erndte des dritten Jahres ist schon ansehnlich. In wohl gegäteten und bewässerten Pflanzungen, im neuen Aufbruch, trifft man erwachsene Bäume an, die 16, 18, selbst 20 Pfund Kaffee geben. Im Durchschnitt aber kann man mehr nicht als anderhalb bis zwei Pfund aufs Jahr von einer Pflanze rechnen. Der Regen, der in die Blühte (Blust) fällt, Mangel an Wässerung, und eine Pflanze, die sich um die Aeste schlingt, sind dem Baume sehr schädlich. Es giebt Pflanzungen von 80,000 bis 100,000 Sträuchern.

Von dem ungeheuern Verbrauch des Kaffees in unserm Welttheile mag man einen Begriff erhalten, wenn man folgende Angaben liest:

Es liefert jährlich:	Pfund
Die Insel Jamaika . .	26,500,000.
„ „ Cuba . . .	20,000,000.
„ „ Surinam, Demarary, Berbice, Curacao	11,400,000.
„ Provinz Venezuela .	5,000,000.
„ Insel Java . . .	13,000,000.
	75,900,000.

Ja, wenn man allen Kaffee rechnet, der aus Amerika allein in Europa kommt, so übersteigt es wohl 106 Millionen Pfund. Rechnet man noch dazu 4 bis 5 Millionen von den Inseln Frankreich und Bourbon, nebst 30 Millionen aus Arabien und Java, so ergiebt sich, daß im Jahr 1817 Europa nahe an 140 Millionen Pfund Kaffee verbrauchte. Jetzt soll mir ein fleißiger Schulknabe ausrechnen: wie viel Geld bliebe in Europa, wenn man keinen Kaffee trinken

Der Kaffee.

A. Ein Zweig mit Blättern und Beeren. B. Die Blüthe. C. Die Frucht ganz. D. Der Kern in der Frucht. E. Der Kern allein.

würde? Das ist nicht schwer! Aber wer sagt uns wie viel Nidle und auch Zucker zum Kaffee erfordert wird? Und wie viel dabei geschwätzt, geträtscht, gewogen und gelogen wird!

Aber!

Laßt uns den Kaffee, so schreien die Frauen!
Ist ihm doch weniger Böses zu trauen
Als dem, was ihr in dem Wirthshause trinkt.
Schadet die Nidlen dem Käs und dem Anken,
Treibt doch der Kaffee zu Streit nicht und Zanken.
O nein! zum Frieden die Kanne uns winkt.
Und von dem Schwatzen, da solltet ihr schweigen!
Könnten wir euch doch viel Schlimmeres zeigen,
Was von euch selber beim Weine geschieht.
Also nur stille, ihr Männer, mit Klagen!
Wolltet ihr aber den Kampf dennoch wagen,
Unser wird sicher der Sieg, und — ihr flieht.

Der hinkende Bote vor Gericht; in zwei Gesprächen.

I. Gespräch von Stadtleuten.

Madame. Ecoutez, mon Cousin! ihr syt vo der G'meinnützige, dites moi un peu, wie ist das mit dem neue Hinketbot, que vous voulez faire?

Cousin. Die gemeinnützige Gesellschaft hat gefunden, daß der Kalender, der in mehreren tausend Exemplaren unter das Volk kommt, ein wichtiges Buch ist; für Viele das Einzige das sie lesen. Nun ist unser Kalender erbärmlich schlecht, und gar nicht zur Bildung des Volkes eingerichtet. Wir wollen also mit einem besseren Kalender das Volk bilden.

Madame. Oh! cela est bien vrai! Der Kalender ist verwendt dumm! Mais, mon Oncle, was lachet ihr uf de Stockzähnde?

Onkel. Saget mir, liebe Cousine, was ist denn so verwendt dumm am Kalender?

Madame. Oh! i hane nit g'lese, moi-même. Das ist nit pour nous autres!

Onkel. Eben darum lach' ich! Ihr heißt den Kalender dumm, und wißt nicht was darin ist.

Madame. On le dit emel, und der Cousin est aussi myr Meinig.

Cousin. Allerdings! Unser Volk steht wirklich, Dank der Aufklärung, jetzt auf einer höhern Bildungsstufe. Der Kalender aber ist immer auf seiner niedrigen Stufe geblieben.

Onkel. Mich dünkt, lieber Vetter, ihr seid da etwas im Irrthum, und sogar im Widerspruch mit euch selbst. Welch Geschrei ertönte nicht von allen Seiten: das Volk ist dumm, ungebildet, verdumpft und versumpft, und — doch steht es auf einer höhern Bildungsstufe: wie reimt sich das? Ist das Volk gebildet wie ihr sagt, so kann es die tausendmal Tausend Bücher für die Gebildeten lesen. Ist es verdummt, so kann es einen gebildeten Kalender nicht einmal gebrauchen! Aber auch der Kalender ist nicht so schlecht als ihr meint, und ist keineswegs auf seiner früheren Stufe stehen geblieben.

Cousin. Er ist aber doch noch nicht das was er sein sollte.

Madame. Eh oui! Bäbeli het o g'seit qu'il est nüt grechts, parce qu'il n'y a plus so lustigi Histörli comme jadis. Elle a dit: er ist en alte Dampi!

Onkel. Da hört ihr, Vetter, daß das Volk, dessen Sinn Bäbeli ausspricht, nicht begehrt, daß man ihm die Weisheit mit Löffeln einschüttet, und daß es keinen gelehrten Kalender will! Ich habe eine Sammlung von alten und neueren Kalendern durchgegangen und verglichen, und ich muß sagen, daß sich darin ein unverkennbares Bestreben ausspricht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.

Cousin. Je nun! Wir wollens einmal versuchen, ob ein besserer Kalender, ein nützliches Volksbuch, das von einer wissenschaftlichen Gesellschaft ausgeht, nicht lieber gelesen wird, als ein Ding, zu dem sich niemand als Verfasser bekennen will.

Onkel. Eben die hochmüthige Verachtung, die auf diesem Buche ruhet, und die eben den Gebildeten zur Last gelegt werden muß, ist Schuld, daß die Verfasser sich nicht nennen. Denn man sieht ihn für ein Narrenbuch und den Verfasser für einen Hanswurst auf der Brügi an. Wer wird da gerne sich blos geben? Höret einmal auf zu schimpfen über das, was ihr vielleicht nicht einmal gelesen habt: meinet nur nicht, was nicht von uns gemacht ist, taugt nicht: nehmt die Verachtung vom Kalender, und er wird sicher besser gedeihen!

Madame. On dirait presque, der Onkle heig der Kalender gmacht. Ha! Ha! Ha!

II. Gespräch in der Bauernstube.

Hansli. Da bin i vori im Pfrundhus obe g'si, u ha dem Herr d'Zytig bracht. Da han i g'hört, daß er syr Frau g'seit het, si welle z'Bern e neue Kalender mache!

Mutter. Eh Gauch! das ist nüt anders. Es chunt ja alli Jahr e neuen use!

Hansli. Jä nei. Er het g'seit neue vore G'sellschaft die en andere well mache. Der hinted Bot syg nüt nutz!

Vater. Nu so de! Es geit mit de Kalendere wie mit de Zytige. Bal syre meh as Tage im Jahr; und meint en jedere er syg allei g'schyd, un alli andre syge nume Göle!

Schulmeister. Ich habe auch gelesen, daß die gemeinnützige Gesellschaft einen gemeinnützigen Kalender heraus geben will, der ein nützliches und lehrreiches Buch für das Volk sein soll.

Vater. Hm! Da werde die g'lehrte Here üs aber welle cho brichte, wie mir sölle Chorn pflanze, Chüe u Stiere mäste un üsi Chalber erzieh! I mein der Bur lehrt das vo Chind uf, und weiß das besser as sone Dokter oder Brofesser i der Stadt.

Bäbeli, die Magd. Was fragen i dem allem na! Ueser eim het wäger blutweni Zyt z'lese; u chuum chunt men ame Sunde zum Bätbuch oder zum Testament; u weme zwüschen yne neuis angers lese will, het me de lieber öppis kurzwylig's.

Schulmeister. Es ist aber doch so übel nicht, wenn im Kalender auch Nützliches enthalten ist. Solche Herren lesen mancherlei schöne Bücher, vernehmen wie man dieses oder jenes an andern Orten macht, und so kann man doch manches lernen.

Holzbein vom Ut Re Mi! Er hat so wenig eigen Vermögen als der hölzerne Christofel. Item! Er handelt; spricht groß von seinen Geschäften: thut groß in seiner Haushaltung! Trau, schau wem! Er ist sicher wurmstichig Holz. „Nun — fragt ihr, und jene die in schurkischem Geldstag so Viele verlieren machen, und nachher reicher sind als vorher — ey das ist Galgenholz!

Irthümer und Aberglaube aus dem Thierreich.

(Fortsetzung.)

Mäuse, wenn sie große Herdhaufen aufwerfen, so bedeutet es den Tod des Eigenthümers. Ebenso wenn sie im Garten dem Kraute die Wurzeln abfressen. Wenn eine Maus dir über den Weg läuft, prophezeiht sie dir Unglück! — E ja warum nicht gar!

Maulwurf, die Schärmaus, wenn ein weißer oder gefleckter gefangen wird, so bedeutet das etwas! Aber was?

Nachtschatten, auch Geißmelker, soll den Kühen und Geißen die Milch aussaugen. Da er aber ein Vogel ist, so kann er das mit seinem harten hornigen Schnabel nicht thun.

Pferde sollen Gespenster sehen, da wo sie oft nicht vorbei wollen. Ist aber wahrscheinlich ein böser Geruch dran Schuld, den ihre Nase empfindet und die unsere nicht.

Der Pelikan, die Kropfgans, soll sich die Brust aufbeißen, um seine Jungen mit seinem Blute zu nähren. Aber er trägt seinen Jungen im Kropfe Fische zu, und mit diesen nährt er sie; nicht mit seinem Blute.

Rab, Rap, er galt ehemals für einen Propheten, aus dessen Flug und Geschrei man dieses oder jenes vorhersagte. Er weiß aber minder als wir.

Rinderstaar; Das Wasser, woraus Staare getrunken haben, soll den Staar im Auge heilen! Ist leider eine dumme Lüge!

Die Schlangen sollen mit der Zunge stechen, sollen eine Königin haben, die eine goldene Krone trägt: diese soll sie ablegen wenn sie Milch zu saufen kriegt: ihr Gift lege sie auf einen Stein, ehe sie ins Wasser geht u. dgl.: was alles entweder Irrthum oder lose Erdichtung ist.

Die Schweine, wenn sie kreutzlahm werden, so ist das der Ueberritt, und ist eine Hexe auf ihnen geritten. O heie! Die Schweine sterben, wenn ein gewisser Hase durch das Dorf läuft! O heie!

(Wird fortgesetzt.)

Die vier W.

Der Winter bringt Schnee;
Die Wunde thut weh;
Die Würmer nagen;
Die Weiber plagen.

Schulwesen.

Der Bote hat zu Stadt und Land viele Leute angetroffen, denen das Geschrei über das elende Schulwesen unsers Kantons Langeweile macht, weil sie es übertrieben finden. Einer derselben gab ihm einmal einen Zedel über das Schulwesen in Frankreich, und den will er hier mittheilen. Es enthält Frankreich 38,379 Gemeinen, von denen sind im Norden 20,042, im Süden 18,337. Nun fand sich, daß im Jahr 1826 in 14,099 Gemeinen gar keine Primarschulen waren! Wo ist in unserm Lande das erhört

worden? Stehn wir nicht viel höher als das gepriesene Frankreich? Weiter: das nördliche Frankreich mit 16 Millionen Einwohnern, schickte nur 740,846 junge Leute zur Schule! Die 16 Millionen im Süden zählten nur 375,931 Schulkinder. Also kam in dem gebildeten Frankreich nur ein Schulkind auf 27 Einwohner. Ja in der Touraine, der schönsten Gegend Frankreichs, konnte man nur ein Schulkind auf 229 Einwohner rechnen. Noch heut zu Tage sind 9 Millionen Franzosen ohne Unterricht; und selbst in Paris erhalten von 70,000 Kindern des Alters, daß sie die Schule besuchen sollten, noch 30,000 keine Schulbildung!!

Der Bote meint nur: 1) Es ist eben überall nicht alles wie es sein sollte, und nicht nur bei uns. 2) Uebertriebene Klagen helfen nichts; sie erbittern nur! 3) Das Bessere läßt sich nicht im Galopp erjagen, sondern will mit gemessenem Schritte erlangt sein.

Das erste Papier.

Dieses war ganz etwas anderes als was wir jetzt so heißen. Papyros hieß ein Staudengewächse, das in Italien, Sicilien, Abyssinien ꝛc. wächst. In Aegypten wurde diese Pflanze auf mancherlei Weise benutzt. Der Wurzeln bediente man sich zur Feuerung, oder machte kleine Geräthschaften daraus. Aus den ganzen Stengeln baute man kleine Schiffchen, um damit auf dem Flusse zu fahren, und der saftige Theil diente zur Nahrung. Aus dem faserigen Marke endlich bereitete man die Schreibeblätter. Zuerst zertheilte man die Stengel mit einem scharfen Instrumente in dünne Streifen, und legte dieselben so aneinander, daß sich die Ränder berührten und mittelst des klebrigen Saftes aneinander klebten. Um diese Vereinigung zu beschleunigen und zu erleichtern, befeuchtete man bisweilen die Streifen mit Wasser. Ein durch solche Vereinigung mehrerer Streifen entstandenes Blatt hieß scheda. (Daher vielleicht unser deutsches Zedel.) Dieses erste Blatt wurde an beiden Enden beschnitten, gepreßt, in der Sonne getroknet und dann auf ein ähnliches Blatt gelegt, aber so, daß die Fasern beider sich kreutzten. Ein solches Doppelblatt hieß plagula. Dieses preßte man nochmals, klopfte und glättete es, leimte es mit einem Kleister aus Brodrinde, Wasser und Essig, klopfte es von Neuem, glättete es mit Elfenbein, und heftete endlich die Blätter zusammen, welche zu einer und ebenderselben Schrift dienen sollten. Wie ganz anders, viel schöner, bequemer und wohlfeiler ist unser Papier!

Etwas zur Geschichte der Kartoffeln.

Es ist sicher keine Haushaltung im Lande, die nicht Kartoffeln ißt, und keine die nicht Gott für diese herrliche Gabe dankt. Aber doch kostete es Mühe ehe man sich daran gewöhnen wollte, und nur langsam gelang es, die Menschen zum Gebrauche dieser Wohlthat zu bewegen. Ein englischer Seefahrer, Franz Drake, brachte im Jahr 1580 die ersten Kartoffeln aus Amerika nach England, wo an der Weihnacht die ersten auf dem Tische der Königin Elisabeth erschienen. In Deutschland wurden sie zuerst in Berlin gepflanzt, schon vor 1651. Aber nur langsam bequemte sich das Volk zu dieser Nahrung. Friedrich

Wilhelm der I. wendete sie für den Unterhalt der Armen an, und wollte sie auch in Pommern einführen, wo es aber beinahe Gewalt brauchte. Die Pfarrer mußten für die Kartoffeln predigen. Noch im Jahre 1744 ließ Friedrich der I. unentgeldlich Samenkartoffeln in Pommern austheilen, aber immer noch sträubten die Leute sich mächtig dagegen. Friedrich der II. ließ noch 1763 durch die Landdragoner den Anbau der Kartoffeln beinahe erzwingen. Wenn der geneigte Leser sich darüber verwundert, so dienet zur Nachricht, daß es in unserem Lande gerade so gieng. Es ist halt ein Beweis, wie schwer auch das Beßte aufkömmt, wenn es neu ist, und wie viel gescheider es wäre, alles zu prüfen, und alles Gute mit Dank zu behalten.

Auch eine Preisfrage!

Gelehrte Gesellschaften pflegen gewisse wichtige Fragen auszuschreiben, und dem, der die beßte Beantwortung einsendet, eine gewisse Geldsumme als Preis zu bezahlen. Der Bote thut wenigstens gerne so dergleichen als wär er auch ein Gelehrter, und so will er auch eine Preisfrage ausschreiben, und zwar eine, die das allgemeine Beßte des Volkes zum Gegenstande hat. Nämlich er fragt:

„Da sich die Tavernenwirthschaften, „Pintenwirthschaften, Stubenwirthschaften, „Leistwirthschaften, Kaffeewirthschaften, „und die Häuser wo Wein über die Gasse „verkauft wird, in unserm Kanton so reich„lich vermehrt haben, so fragt sich: wer „gewinnt dabei? Und welches ist der Ge„winn in Betreff des allgemeinen Wohl„standes, der Kinderzucht und der Sitt„lichkeit?“

Es ist hiebei Rücksicht zu nehmen auf die Verminderung der Armuth durch Wirthshäuser und die daherige Erleichterung des Tellwesens: auf die häusliche Erziehung und das Beispiel der Aeltern: auf die Verhütung leichtsinniger Ehen und unehelicher Kinder, nebst Diebstahl, Raub, Mord, Brandstiftung u. s. f.

Demjenigen, der die beßte Beantwortung einsendet, verspricht der Bote, daß er sie im Kalender will abdrucken lassen, und dem Verfasser ein Exemplar desselben auf Schreibpapier gedruckt übersenden. Foi de messager.

Wie ein Todter seine Mörder anklagt.

Der Bote erzählt da eine Geschichte, die Manchem grausen wird. Ein Pfarrer in Schottland bestieg die Kanzel, öffnet sein Gebetbuch, und findet darin ein zusammengelegtes Papier. „Es ist ein Verleszedel — denkt er — den man mir hineingelegt hat.“ Er liest sein Gebet, blickt dann in den Zedel, liest — hält inne, wird bleich wie der Tod, kann nichts mehr sprechen, kaum vermag er das Vater unser zu sprechen, und verläßt Kirche und Kanzel, zum großen Erstaunen und Schrecken der Gemeine.

Nun, es war auch kein Wunder, daß der Pfarrer so erschrack. Denn in dem Zedel stand mit großen Buchstaben: „Gestern, Samstag Abends um 10 Uhr, „auf der Rückreise von Aberdeen, bin ich, „in geringer Entfernung vom Dorfe, von „Ihrem Sigrist und Ihrem Schulmeister „angefallen und ermordet worden. Mein „Körper ist in der Dee (einem Flusse) „begraben. Bitten Sie Gott für den un„glücklichen — Jeremias Brus.“

Dieser Brus war ein reisender Handelsmann von Aberdeen, den der Pfarrer wohl kannte, und der gewöhnlich bei dem Sigrist, der zugleich Gastwirth war, einkehrte. Dem Pfarrer gieng nun die Sache so im Kopf und im Herzen herum, daß er nicht essen mochte. Er spatzierte im Garten herum, und dachte nach was zu thun sei. Nach dem Essen gieng er zum Richter, mit seinem Gebetbuche, erzählte ihm die ganze Sache, und reichte ihm aus dem Gebetbuche den Zedel. Der Richter öffnet das Papier und blickt den Pfarrer erstaunt an. „Herr Pfarrer — sagt er etwas empfind„lich — Sie erlauben sich da einen sonder„baren Spaß mit mir. Auf dem Zedel „steht ja kein Buchstabe! —" Jetzt kommt das Erstaunen an den Pfarrer. Er besieht das Blatt rings um; aber, wie er auch die Augen ausreibt, nirgends ist ein Buchstabe zu sehn. „Nun, sagte der Richter, es „wird sich ja zeigen ob Jeremias zu Hause „ist oder nicht. Einstweilen bleibt die Sache „unter uns."

Am folgenden Tage kam die Nachricht, der alte Jeremias sei noch nicht zu Hause angekommen und seine Familie sei um ihn in Angst. Man stellte Nachforschungen an; umsonst! Seit Samstag Abends hatte ihn Niemand mehr gesehn, obgleich jedes Kind ihn kannte. Jetzt ward der Richter stutzig, und ließ zuerst den Sigrist, dann den Schulmeister aus der Schule herholen und befragte sie. Beide anworteten trotzig: „sollen wir „des alten Jeremias Hüter sein?" Beide läugnen hartnäckig und fordern, man solle ihnen Kläger und Zeugen stellen.

Jetzt aber gieng die Thüre auf, und der alte Brus wurde tod herein gebracht; zwei Fischer hatten den Leichnam im Flusse gefunden. Der Richter wies auf den Beweis der Ermordung, den der alte Jeremias am Kopfe trug, und drang stärker auf das Bekenntniß. Aber trotzig läugnete der Sigrist. Jetzt bemerkte der Richter, daß der Schulmeister starr und unverwandt die linke festgeballte und verschlossene Hand des Todten anblickte, und daß er ängstlich seinen Rock aufriß. Man öffnete die verschlossene Hand des Todten, und ein großer schwarzer Knopf und ein Stück Tuch fiel heraus. Beides paßte vollkommen zum zerrissenen Rocke des Schulmeisters.

Die Thäter gestanden jetzt die That!

Der geneigte Leser begreift nichts an dieser Geschichte, und fragt gerne allerlei. Aber der Bote will die Erklärung: wie der Todte seine Mörder anklagte — ein andermal geben. Mag nun jeder hin und her rathen nach Belieben.

Seltener Heldenmuth eines Knaben.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Im Junins 1835 ist es geschehen in Rußland, daß ein Bauer, mit Namen Bulanoff, im Walde eine von seinen Kühen zerrissen fand. Damit ihm nicht noch mehr Schaden geschehe, ladet er seine Flinte, und sucht das Raubthier im Walde auf. Ihn begleitet sein Großsohn, ein zwölfjähriger Knabe. Kaum im Walde angelangt, kommt ein gewaltiger Bär gerade auf sie los. Bulanoff spricht dem Knaben Muth ein, drückt sein Gewehr los, dieses aber versagt ihm, und im nämlichen Augenblicke wirft sich der Bär über ihn her, packt ihn mit seinen Tatzen und mißhandelt ihn grausam. Jetzt springt aber der muthige Knabe, Jonas, herbei, und mit

Seltener Heldenmuth eines Knaben.

einer Holzaxt schlägt er dem Bären ein Auge aus, und mit einem zweiten Schlage beschädigt er ihm das andere. Jetzt dreht der Bär seinen Kopf nach Jonas, und dieser spaltet ihm mit einem abermaligen Schlage die Schnautze (Nase). Wüthend will nun das Thier sich auf den Knaben werfen; aber Jonas ist flink, und der Bär hat das Gesicht verloren. So ergreift er die Flucht, und Jonas holt nun im Dorfe Hülfe für den Großvater. Bulanoff hatte 13 schwere Wunden, ward aber doch wieder hergestellt. Den Bären fand man etwa 50 Klafter weit von der Stelle, tod. Der Kaiser, der diese wahrhaftige Heldenthat vernahm, sandte dem wackern Jonas eine silberne Medaille, mit der Inschrift: „Für Rettung Verunglückter," die er an einem Ordensbande im Knopfloch tragen solle. So hats der Bote gelesen als er in Sankt Petersburg beim goldenen Löwen, links neben dem Bärengraben, einkehrte. Anno 1837 am 16 Hornung!

Sittenspiegel für die Frauen.

Frau A. ist wie eine Maus oder Ratt,
Die an allem etwas zu rätschen hat.

Frau B. leibhaftig der Windmühle gleicht,
Stets klappert wenn nur ein Lüftlein streicht.

„Elénd bin ich und krank" seufzt Frau C!
Stets klagt sie, und — thut ihr kein Finger weh!

Jungfer D. ist mondscheinig, zuckersüß,
In süßer Wehmuth, doch glücklich gewiß.

Jungfer E. liebäugelt überall rum,
Doch keiner beißt an! 's ist keiner so dumm.

Warum Beetli F. noch unverheirathet ist?
Es mag keiner krebsen, wo andre gefischt!

Frau G. klagt stets über lange Zeit,
Weil sie auch immer die Arbeit gescheut.

Frau H. auf Bildung wohl kann pochen;
Doch kann sie keine Suppe kochen.

Die schöne Frau J. mit ihren Moden,
Richtet ihr Haus zu Grund und Boden.

Warum stets geputzt, schöne Jungfer K?
„Eh! d'Herre luege eim desto länger a."

Was sagst du mir! Braut ist Jungfer L?
Eh ja! mit dem Markus, dem dumme Trell.

Frau M. hat die schönsten Haar von der Welt!
Sie kosten den Mann aber auch brav Geld.

(Fortsetzung ein andermal.)

Distrackt.

So nennt man die Leute, die in ihren Gedanken oft so zerstreut sind, daß sie ganz verkehrtes Zeug machen: z. B. ihre Brille überall suchen während sie auf der Nase sitzt! So einer war jener grundgelehrte und kreutzbrave geistliche Herr in England. Der spaziert am Flusse, sieht da einen merkwürdigen, schön gefärbten Kieselstein, hebt ihn auf und beguckt ihn. Jetzt kommt ihm zu Sinne, er soll in eine Abendgesellschaft gehn, er zieht seine Uhr heraus um zu sehn ob es Zeit ist zu gehen, und — richtig schmeißt er seine goldene Sackuhr ins Wasser und — behält den Stein in der Hand! Ein andrer grundgelehrter Engländer war zu einer vornehmen Dame eingeladen, die ihn kennen lernen wollte. Sie erlaubte ihm am Camin seine Pfeiffe zu rauchen. Indem er nun nach ihrem Wunsche ihr die Erscheinung des Regenbogens erklärt, ergreift er ihre Hand, und

drückt mit einem ihrer Finger die Asche in dem Pfeiffenkopf hinunter, und meint — es ist sein eigener Finger! Merk aber, die also distrackten Leute sind nicht alle gelehrt, wie diese zwei.

Strühlen thut — selten gut.

Es thut mir leid, schöner junger Herr, aber ihr müßt in den Kalender ohne Gnade! Alles was ich für euch thun kann, ist — daß ich euch nicht nenne! Aber daß ihr mir ja nicht über den Boten schimpft! Denn sonst seid ihr selber Schuld wenn die Leute merken wer gemeint ist.

Also der schöne junge Herr macht einer artigen Tochter den Hof, und will sie heirathen. Nämlich ihr schönes Vermögen! Denn er — spielt gern, besucht gern lustige Gesellschaft, thut groß, hat nebenbei geheime Ausgaben — und dazu wär ihm das Geld seiner hübschen N. N. gar recht. — Aber unter anderem ist ihm auch das hübsche Köcheli daheim gar recht. Heirathen kann er's nun wohl nicht, aber — ! — Nun ist er in Geschäften eine Zeit lang in Bern, und muß doch ein Paar Liebesbriefe heimschreiben, damit ihm die Braut nicht entgeht und das Schätzeli nicht bös wird! Aber — wie erstaunt die arme Tochter als sie in ihrem Briefe liest:

Mein herzliebes Mareili!

Ich habe recht lange Zeit nach dir, und mag nicht warten bis ich wieder dich in meinen Armen halte, und nach Herzenslust küssen kann. Du hast gemeint: es gebe in B. auch lustige Meitschi, und ich werde dich vergessen. Aber nein, mein Mareili vergeß ich gewiß nicht. Und wenn ich einmal das goldene Kälblein geheurathet habe, so mußt du ohne anders unsere Köchin werden. — Weiter konnte die Jungfer nicht lesen, denn es ward ihr schwarz vor den Augen! — Mareili wußte gar nicht woran es war, als es seinen Brief aufthat, und sah daß er — französisch war. Es begriff nichts daran, und gieng damit zur Frau: „nei luget doch! Schrybt mir „nit da öpper französisch! Leset mir doch „dä Brief!“ Ey wie machte die Mama Gesichter als sie auf dem Liebesbriefe ihres Sohnes die Adresse an ihre Köchin fand! Sie schüttelte den Kopf, und sagte nichts. Aber der junge Herr vernahm bald, welchen Bock er geschossen hatte. Er erhielt eine kurze Antwort von seiner Braut: „Das goldene Kälblein dankt gar schön für die Aufklärung die ihm geworden ist. Sie will aber den charmanten Herrn nicht länger mit ihrer Liebe bemühen, und will dem herzlieben Mareili nicht im Wege stehn.

Ihre glücklich vom Unglück errettete
Braut N. N.

Die Strafpredigt, welche die Mama dem Söhnlein hielt hat der Bote nicht gehört. Er meint aber 1) es wäre doch gut, wenn die Leute auf verbotenen Wegen vorsichtiger wären, und nicht die Briefe und Adressen verwechseln; und 2) noch viel besser, wenn sie gar nicht auf verbotenen Wegen giengen.

Ein Räthsel.

Wer ist der alte Mann, von dem so viele reden, und den doch keiner kennt? Der seit mehr als Menschengedenken durchs Land läuft, und den keiner noch gesehen hat? Der Niemanden das Geringste zu leide thut, und über den doch so viele schmälen? Der älter ist als die ältesten Menschen auf

der jetzigen Welt, und doch noch lebt? Der schon seit mehr als hundert Jahren immer seinen Kehr macht, und doch noch mehr kommen wird, bis zum jüngsten Tage?

Da mögen nun die freundlichen Leser rathen nach Herzenslust. Die Erklärung giebt — wenn er noch lebt — über's Jahr Der Bote.

Natürliche Zauberei.

Es zog einmal vor alten Zeiten ein geringer Mann mit seiner Familie in ein Dorf und bearbeitete ein kleines Heimwesen. Augenscheinlich gieng seine Sache vorwärts. Seine Aecker waren voll Getreide, seine Matten voll Gras, sein Wohlstand mehrte sich. Da erwachte der Neid seiner Nachbaren, und der Unverstand sagte: das geht nicht mit rechten Dingen zu! Denn das war zu der Zeit als man noch allgemein an Zauberei und Hexenwerk glaubte! Viel und oft stichelte man dem guten Mann über seine geheimen Künste; und am Ende ward er gar vor dem Richter verklagt: er ziehe mit Zauberei anderer Leute Saamen auf seinen Acker! Er wird vorgeladen, und erscheint mit seinen Kindern. Jedes trägt ein Ackerwerkzeug, alle sind ganz einfach aber brav bekleidet und er spricht: „seht da „mein Hexenwerk und meine Zauberwerk„zeuge, mit denen ich und meine Kinder „im Schweiß des Angesichts Jahr aus und „ein hanthiere! Mein Zauberspruch heißt: „bete, arbeite, spare! Das ist mein ganzes „Hexenwerk!"

Und da man ihn zwar immer auf seinem Gütlein, aber nie im Wirthshause sah, so glaubte man ihm, und sprach ihn los. Diese natürliche Zauberei würde noch heute Manchen wohlhabend machen!

Theure Ohrfeige.

Ißt einer gern süße Feigen? Er kauft sie wohlfeil beim Krämer. Am wohlfeilsten werden gemeiniglich die Ohrfeigen weggegeben. Es giebt sie mancher ganz umsonst, und begehrt nur kein „Vergelts Gott" dafür. Manchmal aber muß einer auch eine Ohrfeige wieder einwechseln und theuer bezahlen. Das hat erfahren jener große Herr in Afrika; hieß, der Dey von Algier, und war ein Fürst sehr angesehn. Der konnte seinen Sclaven die Köpfe absäbeln lassen nach Herzenslust, ächt türkisch; und krähte kein Hahn darnach! Aber einmal gab er eine Ohrfeige einem Herrn, die hat viel Geld und Menschenblut gekostet. Denn jener Herr war ein angesehener Franzose, war Handelskonsul, und so meinte sein Herr, der König, er selber hätte die Ohrfeige erhalten; und alle Franzosen fluchten sacre dieu — und konnten den Schimpf nicht verschmerzen. So schwimmt eine Flotte hinüber auf Algier. Und der Dey flucht Bassa manelke, und will nicht Satisfaktion geben. Jetzt geht das Schiessen an; die Franzosen werden Meister, Algier erobert, der Dey gefangen weggeführt, und seither ist dort immer noch Krieg und Blutvergießen. Das war eine theure Ohrfeige! Merks Joggeli erstlich: es ist einem nichts geholfen wenn er schon ein großer Herr ist, denn er kann gar bald ein kleiner Herr werden. Zum andern: es ist nicht gut Ohrfeigen austheilen, weil keiner weiß, was er drum einnehmen muß. Und zuletzt: kleine Ursachen haben oft große Folgen, und ein kleiner Funke kann ein großes Haus anzünden.

Ueber das Branntweintrinken.

Es ist eine allgemeine Klage in unserm ganzen Lande, daß seit einigen Jahren die Trunkenheit nnd die Liederlichkeit gar sehr zugenommen habe. Besonders jammern alle rechtlichen und vernünftigen Leute über den so schrecklich überhandnehmenden Mißbrauch von Branntwein. Daß diese Klage gegründet ist, erweist sich aus den obrigkeitlich bekanntgemachten Tabellen über die Einfuhr geistiger Getränke, von denen wir hier nur den Branntwein und Weingeist anführen wollen.

	1826.	1827.	1828.	1829.	1830.	1831.	1832.	1833.	1834.	1835.
	Maas:									
Branntwein u. dgl.	104799.	120666.	138485.	160650.	117124.	113140.	248254.	365120.	616543.	417753.
Weingeist						6380.	22480.	31721.	39301.	22676.

Kleinhandelspatente wurden ertheilt, Ao. 1833: 431. 1834: 1117. 1835: 1177.
Brennerpatente, Ao. 1831: 184. 1832: 320. 1833: 395. 1834: 231. 1835: 197.

Unläugbar ist hieraus erwiesen, daß der Verbrauch des Branntweins schrecklich zugenommen hat. Und es sind nicht nur die Alten, die sich des Mißbrauches schuldig machen. Leider werden, zum sichern Verderben Leibes und der Seele, auch Kinder dazu gewöhnt. Man hat Beispiele, daß Unterweisungskinder im Branntwein sich betranken, Schulkindern derselbe zum Mittagessen mitgegeben, ja sogar Brod in Branntwein gebrockt statt Suppe gegeben wurde.

Ein Grund dieser Zunahme liegt wohl darin, daß der Branntwein so wohlfeil ward, eines Theils durch Herabsetzung des darauf liegenden Ohmgeldes, andern Theils durch die vielen Brennereien, wo denn bald alles, was irgend möglich war, zu Branntwein gemacht wurde, der nun wohl schlechter, aber doch wohlfeiler ward. Ein anderer Grund liegt in dem ungeheuern Irrthum, als sei der Branntwein stärkend, und also wohl gar gesund!! Aber dem widersprechen nicht nur die Aerzte, die doch wohl am Beßten wissen müssen, was dem menschlichen Körper gesund oder ungesund ist; sondern alle vernünftigen Leute sehen das Branntweintrinken für verderblich an. Eigentliche Stärkung erhält der Leib des Menschen nur durch Nahrung, die im Magen gehörig verdaut, diejenigen Säfte erzeugt, die sich in Blut, Fleisch, Milch ꝛc. verwandeln. Solche nahrhafte Theile hat aber der Branntwein durchaus nicht, kann also auch dem Körper keine eigentliche bleibende Stärke verleihen. Alles was er vermag ist eine augenblickliche Aufregung, Spannung der Nerven. Da aber diese nicht natürlich sondern künstlich ist, so kann sie auch nicht währen. Das Gleichniß ist sehr treffend, dessen sich ein Arzt bedient: „Branntwein trinken zur Stärkung heißt dem Pferde Sporn und Peitsche geben statt Futter! Wie stark wird das Pferd? Wie lange wird es dauern? Den Beweis giebt übrigens die Erfahrung. Ist die durch Branntwein erzeugte Ueberspannung vorüber, so tritt mehr oder weniger Schwäche ein, und ein Uebelbefinden, dem man mit neuem Trinken abhelfen will. So wirds zur verderblichen Gewohnheit. Auch wird

ein Branntweintrinker nie eigentlich wohlbeleibt. Er wird wohl aufgedunsen, planig wie man sagt, sein Fleisch wird nur schwammig, locker (luck) und hat er sich nicht mit Branntwein aufgespannt so ist er kraftloser, als einer der keinen trinkt. Daß der Branntwein stärke, ist also ein gefährlicher und verderblicher Irrthum.

Eine andere Ursache, warum das Branntweintrinken so gemein wird, ist, daß so viele Brennereien sind, und in allen Winkeln Gelegenheit zum Saufen ist. Das ist aber in mehr als einer Hinsicht eine wahre Pest für das Land. Schon die Menge neuer Pintenschenken und Wirthshäuser ist ein Uebel. Im Jahr 1832 betrug die Zahl

der Wirthschaften in unserm Kanton	950
Nach dem Konzessionssystem wurden neu errichtet	425
Seit dem Patentsystem, bis 1. November 1836 wiederum	353
So fanden sich also nicht weniger als	1728

Wirthschaften, in denen allen auch Branntwein gegeben wird. Muß diese vermehrte Gelegenheit nicht die Trinklust vermehren? Wenn nun auch endlich der Kleinverkauf über die Gasse aufhören soll, wie will die Polizei alle jene, oft an den entlegensten Orten befindlichen Winkel beaufsichtigen, und unbefugtes Wirthen verhindern? Aber noch gefährlicher wird die Sache dadurch, daß diese Branntweinbrenner keiner Aufsicht in Betracht der Fabrikation unterworfen sind. Ob einer die Kunst versteht oder nicht: ob er sein Geschirr in Ordnung hält und Reinlichkeit, oder ob Grünspan im Kessel sich ansetzt, und sein Gift dem Branntwein mittheilt: ob der Fabrikant aus schändlichem Eigennutz vielleicht schädliche Stoffe damit vermengt und eine wahre Giftmischerei treibt, das alles — wer beaufsichtigt das? Wer wacht hier über Gesundheit und Leben des Volkes? — Es liegt in diesen Brennereien also nicht nur eine vermehrte Verführung zum Branntweintrinken, sondern überhaupt ein Verderben für das Volk.

Aber — ist denn das so gar schlimm, daß die Leute jetzt mehr als sonst Branntwein trinken? Allerdings; so wie überhaupt die vermehrte Trinklust ein großes Uebel ist. Vorerst in ökonomischer Hinsicht d. h. für Vermögen und Wohlstand! Man schreit über zunehmende Armenlast, über Unerschwinglichkeit der Tellen: man schreibt so mancherlei über Armuth, Armenanstalten: man will, die Regierung soll auch hier helfen: man trägt sogar auf die offenbare Ungerechtigkeit an, alle Armengüter zusammenzuwerfen, d. h. denen zu nehmen, die etwas haben, um es denen zu geben, die nichts haben! Aber das alles hilft gerade zu nichts, so lange man dem Uebel die Wurzel nicht abhaut, die Ursachen der Verarmung nicht aufhebt. Unter diesen ist aber sicher eine der gewöhnlichsten und ergiebigsten: schlechte Haushaltung, Trinklust, Schnapsen, Liederlichkeit. Daß aber durch die Unzahl der Trinkhäuser und Brennereien diese vermehrt werden, wird kaum jemand bezweifeln wollen. Ein Branntweintrinker, Schnapsbruder, wird sicher kein guter Hausvater! Feuer wird am beßten gelöscht, wenn man ihm das Holz entzieht; der Armuth wird am beßten vorgebogen, wenn man die Ursachen hebt: und der Liederlichkeit und Verarmung wird nicht geholfen, so lange man die Gelegenheiten und Versuchungen immer vermehrt.

Das vermehrte Trinken, zumal Schnaps,

ist zweitens höchst verderblich für Gesundheit und Leben. — Ein sehr berühmter deutscher Arzt schreibt darüber: „Unter die Mittel das Leben zu verkürzen „gehört auch die Zubereitung geistiger Getränke, die alle, sie mögen Namen haben wie sie wollen, lebensverkürzend sind. „Sie erzeugen Schärfe, Hautkrankheiten, „allzufrühes Alter, Husten, Engbrüstigkeit, Lungenkrankheiten, Wassersucht; und „was das Schlimmste ist Abstumpfung des „Gefühls, sowohl im Physischen (körperlich) „als im Moralischen (geistig) rc. Die „Folge ist, daß solche Unglückliche, wenn sie „krank werden, selten zu retten sind.“ Man bedenke doch wie mancher schon im Rausch Arm und Bein gebrochen oder gar das Leben verloren hat. Ja es fehlt nicht an Beispielen, daß Branntweinsäufer lebendig verbrennen!

Ebenso und wohl noch fürchterlicher sind die Folgen für den Geist, Gemüth, Herz des Menschen, der über dem Branntweintrinken an Verstand, Gefühl, Sittlichkeit, völlig zu Grunde geht. Der nämliche Arzt sagt: „Eine solche Seele hat „weder für Ehre noch Schande, noch für „das Große, Schöne, Edle und Gute „mehr Sinn, sondern bloß — für Branntwein. Ich kenne nichts, was den Charakter der stumpfsinnigsten Brutalität (fühllosesten Thierheit) im Menschen so erzeugen, und ihn dergestalt herabwürdigen „könnte, als der häufige fortgesetzte Gebrauch des Branntweins. Ich sollte „glauben, solche Betrachtungen wären der „Aufmerksamkeit jeder Obrigkeit würdig, „um dem immer stärker einreißenden Genuß „von Branntwein beim Volke mehr zu „wehren, als, wie es so häufig geschieht, „durch Vervielfältigung der Branntweinschenken und Brennereien noch mehr zu „befördern. Ein Staat, wo dieß Laster „allgemein wird, muß untergehen, denn „Fleiß, Tugend, Menschlichkeit, Mäßigkeit, sittliches Gefühl werden dadurch „völlig vernichtet.“ Und das ist eine schreckliche aber theure Wahrheit! Weiß man doch, wie manche blutige Verwundung in Schlägereien, wie mancher Mord schon begangen ward, wie der Vater mit dem Sohne sich prügelte und dieser das Messer zog, wie einer Nachts auf dem Kirchhofe sogar den Todten fluchte! — ! Und Kinderzucht, Haus- und Ehefrieden, Gebet — Gottesverehrung! — Oh, welche fürchterliche Verwüstung überall!

Wollte Gott daß dieses Wort der Warnung bei unserm Volke nicht verloren wäre!

(NB. Der Leser merkt ohne mein Erinnern, daß mir hier eine fremde Hand zu Hülfe kam! Jedem das Seine!)

Das ist ein Held.

Es war um's Jahr 1346 Krieg zwischen Frankreich und England. Da stellte sich der alte König Johann von Böhmen, vom Hause Lützelburg, zu den Franzosen. Der Mann war bereits blind, und mußte jemand haben, der ihm sein Pferd führte. Dennoch zog es ihn mit Macht in den Krieg. Als ihm nun ein Ritter zugeordnet war, der ihm das Pferd führen sollte, fragte der blinde König: wer ist der, der uns führen soll? „Es ist einer von Basel und heißt Münch,“ antworteten die Diener. „Aha, rief der König: du bist der, so aus der Laupenschlacht geflohen ist! Du möchtest von uns auch fliehen! Nicht also!“ Und also-

bald befahl er, daß man seinen Begleiter mit einer eisernen Kette an ihn binde. Die Schlacht begann! Frankreich fieng an zu unterliegen. Der blinde König fragte: wie stehts um den Streit? Sein Führer antwortet: Herr, es geht übel! Ihr solltet zurückweichen. Aber der König sprach: Nein! Kein Lützelburger soll in seinem Bette sterben! — So mußte ihn der Ritter in den Streit führen, und — sie wurden beide erschlagen.

Die Flagellanten, deutsch: Geisler.

(Siehe die beigefügte Abbildung).

Zu einer Zeit, wo das Sektenwesen in unserem Lande so mannigfaltig sich gestaltet und so frech und anmaßend sich geberdet, mag es Vielen nicht unangenehm sein, auch hier ein Wort darüber zu hören. Viele staunen die Sache an, als wäre sie etwas Neues, und meinen was das bedeute, und was daraus entstehen werde! Aber die Sekten sind so alt als das Christenthum: sie waren immer vorhanden, und dürfen uns nicht erschrecken! — Hier eine Geschichte aus dem Alterthum, die zur Zeit geschah, als noch die ganze Christenheit römisch-katholisch war.

Um das Jahr 1250 stand auf ein Einsiedler, Rainer; predigte Bekehrung, lehrte strenge Büßungen, sammelte sich einen großen Anhang unter Alten und Jungen, Vornehmen und Gemeinen, und zog in großer Anzahl herum. Voran zogen einige Priester, welche Kreuz und Fahnen trugen, Ihnen folgte der tolle Haufe, halbnakt, singend, betend, Allmosen sammelnd. Einige hüllten sich in blutrothe Mäntel und trugen auf den Hüten und Kleidern rothe Kreuze, daher sie auch Kreuzfahrer hießen. Auf öffentlichen Plätzen stellten sie sich in einen Ring, warfen sich auf die Erde, geiselten sich des Tages zweimal bis aufs Blut, mit Riemen, in deren Knöpfen Nadeln steckten. Ihre lauten Bußvermahnungen, ihr vieles Beten und Singen, ihre strengen Geiselungen u. dgl. täuschten Viele, und das leichtgläubige Volk, das immer lieber glaubt als prüft, hielt das alles für untrügliche Beweise einer besondern Frömmigkeit, und des Triebes durch den göttlichen Geist. Aber die vernünftigen Christen sahen darin nur eine thörichte Schwärmerei. Sie sagten: „es kann nicht „der Wille Gottes sein, daß die Menschen „schaarenweise im Müssiggange herumziehen „und Allmosen betteln. Der Mensch soll „mit stillem Wesen arbeiten, und sein eigen „Brod essen. Die rechte Buße bestehet „nicht darin, daß man seinen Körper martert und zerstört, sondern daß man vom „Bösen ablaßt und die Sünde meidet.“ Und als daher das Unwesen überhand nahm, und Unordnung, Ausschweifungen und aufrührische Bewegungen im Volke entstanden, so brauchten die Fürsten und Regenten sammt den Bischöfen denn Ernst, und vertrieben die bettelnden Müssiggänger.

Diesen ähnlich waren die Bußzüge der Weißen im Jahre 1399. Denn die Thorheit stirbt nicht aus! Sie schießt immer wieder aus der Wurzel hervor! Diese weißen Bußzüger hielten sich also: zuerst beichteten sie und genossen das Abendmahl, vergaben ihren Beleidigern, versöhnten sich mit ihren Feinden, und suchten unrecht erworbenes Gut wieder zu erstatten. Dann legten sie lange weiße Kleidungen an, meist aus Leinlacken

Die Flagellanten.

gemacht, verhüllten den Kopf, so daß nur für die Augen Oeffnungen blieben. So zogen sie in langen Zügen, Männer, Weiber, Kinder, Tag und Nacht herum, trugen Kerzen in den Händen, und ließen Kreuze, Fahnen und Heiligenbilder vorher tragen. Häufig machten sie Stationen, (Stillstände) warfen sich nieder, streckten die Arme empor und schrien überlaut: „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Friede! „Friede!" und sangen ein lateinisches Kirchenlied! Sie thaten sogar Wunder! Ihre Kruzifixe bluteten, ihre Heiligenbilder schwitzten!! Begreiflich daß abermal viele Leichtgläubige hier eine besondere Heiligkeit zu sehen glaubten! Aber, aber! Auch da brach die Sonne der Wahrheit durch das Gewölke des Irrthums! Der Betrug kam an den Tag! Die blutenden Kruzifixe waren hohl und mit Wasser und Blut gefüllt, das dann durch kleine Löchlein heraus kam. Die schwitzenden Heiligenbilder waren auch hohl und inwendig mit Oel angestrichen, das denn an der Sonnenhitze herausschwitzte! Bei ihren Umzügen und Prozessionen fielen viele Unordnungen vor. Feld- und Baumfrüchte wurden geplündert, und bei ihren Nachtlagern, auf Kirchhöfen und offenen Plätzen, wo alle durcheinander lagen, gieng es auch nicht immer in Zucht und Ehrbarkeit zu! An der Spitze eines solchen Schwärmerzuges erschien einmal ein Mann, der sich für Johannes den Täufer ausgab, und ebenfalls mit einem wunderthätigen Kruzifix viel Volk in Rom bethörte. Aber der Betrug ward entdeckt. Der Betrüger gestand, daß er ein Jude sei; und ward zum Lohne seiner Schelmerei verbrannt! Ein anderer Schwarm hatte gar den Propheten Elias an der Spitze, der aus dem Paradiese zurückgekehrt sei. Auch dieser fand Glauben. Aber auch er ward als Betrüger erfunden und verbrannt.

Und dergleichen Schwärmereien haben sich seither immer wieder gezeigt. Zu allen Zeiten gab es freche Lügner, die sich für Propheten von Gott begeistert ausgaben. Zu allen Zeiten gab es eine Menge leichtgläubiger Menschen, die solchen Lügnerpropheten glaubten und anhiengen, wie in unsern Tagen mit dem Schandbuben, Antoni Unternährer geschah, der bald nach 1798 sein Unwesen anfing, so viele Menschen verführte, und durch sein abscheuliches Büchlein das Gift noch jetzt im Verborgenen verbreitet.

Der Bote fügt dieser Erzählung nur folgende Sprüche zur Warnung bei:

Ein Narr macht viele Narren.

Es ist nicht alles Gold was glänzt; und nicht alles fromm was fromm scheint.

Trau, aber schau wem!

Glaub nicht jeglichem Lehrer, denn es sind viel falsche Propheten ausgegangen in die Welt, und haben Viele verführt.

Ein Alberner glaubt alles; und wer leicht glaubt, der wird leicht betrogen.

Daß aber solche Warnungen noch jetzt nöthig sind, das zeigt

die Leichtgläubigkeit,

die noch jetzt unter unserem Volke herrscht! Jene weißen Bußgänger lasen einen Brief vor, der vom Himmel gefallen sein sollte; und dieser Brief findet sich noch jetzt in manchen Häusern, und wird geglaubt. Ein verlaufener Schuhmacher aus dem Toggenburg wirft sich zum Lehrer der Religion auf, behauptet er allein habe den rechten Glauben, und siehe! er findet Glauben und Anhänger. Er stiftet die Sekte der Neutäufer, und mancher alte Bartmann geht zu ihm über! Ja manche sind heute sogenannte Evangelische; bald völlig separirte, und bald Neutäufer; und wer weiß was sie noch alles werden? So hats der Bote im Emmenthal vernommen! Aber ihr lieben Leute! Ist das nicht ein offenbarer und beklagenswerther Leichtsinn? Soll denn der Christ seinen Glauben so leichtlich ändern, wie er etwa, der Mode zu Liebe, die Kleider ändert? Wäre euch die Religion wirklich so heilig als ihr sagt, ihr würdet kein so leichtes Spiel treiben mit diesem Heiligthum! Als mir der Herr erlaubte, da gab er mir den Denkspruch: „Bleibe in dem, das du gelernet hast, und „siehe zu, daß du nicht verlierest, was wir „erarbeitet haben." Und darauf habe ich ihm die Hand gegeben, und will's halten für und für.

Avisblatt des Boten.

Anzeige. Herr Slabazschostarokowski aus Polen ist mit einer Sammlung der seltensten Raritäten angelangt, die er im Gasthof zum grünen Esel allhier zur Schau ausgestellt hat. Es würde unmöglich sein alles was diese, in ihrer Art einzige, Raritätenkammer enthält, zu erzählen. Er nennt daher nur folgendes: In einer eleganten Vase von Glas zeigt er: Trompetenschall von Jericho! — In einer Flasche: Wasser aus der Sündfluth selbst geschöpft. Ein Hufeisen von dem berühmten Trojanischen Pferde. Federn aus dem Flügel des Musenpferdes, genannt Pegasus. Aegyptische Finsterniß in einer Flasche von Kristallglas. Ein wahrhaftes Meerfräulein, Sirene genannt, an dessen Dasein im Meere so Viele zweifeln. Dieses seltene Naturprodukt ist von einem der größten Künstler in England verfertigt worden. Goliath, der Riese, ganz neulich nach dem Leben gemahlt, natürliche Größe; das Bild ist hoch 24 Zoll, breit 18 Zoll. Ein Backenzahn von einer der sieben mageren Kühe Pharaonis; bewährtes Heilmittel gegen das Zahnweh.

Dienstanerbietungen. 1. Ein Mann, der mit einem großen Selbstvertrauen begabt ist, empfiehlt sich zu irgend einem Amte oder Anstellung. Er ist in seiner Ueberzeugung zu allem befähigt, was er auch nie gelernt hat. Die stärkste Besoldung wird ihn nicht abschrecken.

2. Ein junges Mädchen, das für seine Keuschheit und unverdorbenen Sitten lebendige Zeugen aufstellen kann, bietet ihre Dienste an als Säugamme.

3. Eine betrübte, annoch röste Wittwe, bietet ihre Dienste an, jemanden der eine Frau sucht. Ihr Trauerjahr ist bis an 10 Monat und 4 Wochen und 30 Tage schon um, und für den kleinen Rest würde wohl Dispensation zu erhalten sein.

4. Ein alter Junggesell, durch manche schmerzliche Erfahrung gebeugt und mit Körben zu Boden gedrückt, sucht Platz bei einer Tochter oder jungen Wittwe, der er sich in guter wahrer Treue zum Manne anbietet. Er hofft von der Humanität des Zeitalters und dem Weichmuthe des schönen Geschlechts gütige Gewährung.

Zum Ausleihen angeboten. In einem seit gestern ledigen Jungfernherzen Platz für einen jungen Herrn. Mobilien braucht er keine mitzubringen, und für den Zins stellt man sich ganz seiner Generosität anheim.

Bücheranzeige. 1. Bei X. Y. Z. ist so eben eine wichtige Schrift fertig geworden, die gewiß jeder anschaffen wird, der irgend auf Bildung Anspruch macht. Der Gassenkehrer! Nach den Prinzipien der Hegelschen Philosophie, als einzig wahre Ansicht dargestellt. — Mit diesem ausgezeichneten Werke hat sich der Verfasser ein unbestreitbares Verdienst um die ganze Menschheit erworben. Denn ꝛc. ꝛc. (noch 100 Zeilen enge Schrift).

2. Antik-modernes Modejournal. Da die Mode, bei der Unbeständigkeit unserer Tage und des schönen Geschlechts dem sie vorzüglich dient, oft in Verlegenheit geräth, neue Formen zu erfinden, so muß dieses, mit schönen illuminirten Kupfern versehene Journal einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen, indem es die Kleidungen der alten Hebräer, Aegyptier, Philister ꝛc., Römer, Griechen, Scythen ꝛc., Lappländer, Samojeden, Baschkiren, Tschuwaschen, Tartaren, Chinesen, Neger, Neuseeländer ꝛc. ꝛc. darstellt, und so eine Menge Bilder zur Nachahmung aufstellt. — Man pränumerirt mit Fr. 1 auf jedes Heft. Die Vorausbezahlung bleibt zehn Jahre offen, dann fangen die Lieferungen an, die auf etwa zweihundert Hefte berechnet sind.

Anzeige von Gestohlenem. Es ist einem unbescholtenen, bis jetzt in Ehren gestandenen Mann in einer Druckschrift seine Ehre geraubt worden. Da der ungenannte Dieb mit dieser Ehre, als einem ihm ungewohnten Hausrath, nichts anzufangen wissen kann, ihn auch darum Niemand für einen ehrlichen Mann halten wird, so ersucht der Bestohlene den Ehrendieb um Wiedererstattung durch offenen Widerruf. —

Nützliche Entdeckung. Ein Gutsbesitzer, dem die Spatzen an seinen Kirschen, Trauben und Gartensämereien Schaden zufügten und die er durch alle versuchten Mittel, Scheuchen, Windmühlen ꝛc. nicht vertreiben konnte, hat die Entdeckung gemacht, daß, so oft seine Frau im Gartenhause andere Frauen zum Besuch hat, die Spatzen augenblicklich verscheucht werden. Dieses Mittel ist, zumal wenn der Kaffee theuer ist, zwar etwas kostspielig, aber doch sehr angenehm. — Wenn der Garten in der Nähe eines Waschhauses angelegt wird, so erhält man die nämlichen günstigen Ergebnisse! Und dann unentgeldlich!

(Künftiges Jahr erscheint ein ähnliches Blatt für die Landleute, wie dieses für die Stadtleute ist.)

Auflösung eines Räthsels.

Der Leser, wenn auch noch so klug, hat doch nicht errathen können, wie ein Todter seine Mörder anklagt. So will der Bote die Geschichte vollends erzählen.

Da hält nun der Pfarrer mit Staunen und Entsetzen den wunderbaren Zedel in der Hand. Er weiß bestimmt, daß er die langen großen Buchstaben gelesen hat: ihn dünkt sogar, er sollte die Handschrift kennen, weiß aber doch nicht recht. Wo ist die Schrift hingeschwunden? Wie konnte der Todte schreiben? Wie kam der Zedel in das Gebetbuch? Das alles hat der Leser sicher auch gefragt; und mancher denkt vielleicht an Hexerei und Gespenster. Dem Boten thut's leid, daß dem nicht so ist, sondern alles natürlich zugieng, wie ich gleich erzählen will.

In der Nacht vor dem Neujahr sitzt der Pfarrer noch späth in seiner Stube, und studirt auf seine Predigt. Da schleicht sein Knecht herein und bekennt: ich kann's unmöglich auf meinem Gewissen in's neue Jahr hinüber tragen: ich muß bekennen, daß ich jenen Zedel geschrieben habe. Ich wartete an jenem Samstage im Walde auf meine Braut, vom nächsten Bauernhofe, und hatte wegen des Mondschein's mich in die Stauden versteckt. So habe ich den Mord mit angesehn, und die beiden Mörder deutlich erkannt, als sie den Leichnam in's Wasser warfen. In der größten Angst lief ich nach Hause, und wußte nicht was ich thun sollte. Mein Gewissen sagte mir, ich müßte die That anzeigen; aber ich fürchtete mich, weil ich keine Zeugen hatte, und dem alten Manne nicht zu Hülfe gekommen war. So habe ich den Zedel geschrieben und dahin gelegt, wo der Pfarrer ihn finden mußte. Als aber der Herr so ganz erschrocken nach Hause gekommen, sei ihm Angst geworden; und während der Pfarrer im Garten spatzirte nahm ich den beschriebenen Zedel heraus, und legte einen ebenso zusammengelegten in das Buch.

Der Leser sieht nun 1) abermal einen Beweis, daß es tausend Wege giebt geheime Verbrechen an den Tag zu bringen, und daß das alte Sprüchwort wahr ist:

Es ist nichts so rein gesponnen
Es muß einmal an die Sonne.

2) Ist nicht alles übernatürlich was lange unerklärt bleibt. Denk darum nicht gleich an Hexen und Gespenster. Einmal kommt die Erklärung doch. Und endlich 3) war der Knecht doch ein elender Furchthans, daß er dem armen alten Manne nicht zu Hülfe gieng! Wer zur Rettung eines Menschenlebens nichts wagen darf, ist ein — — —!

Das Turnfest in Burgdorf.

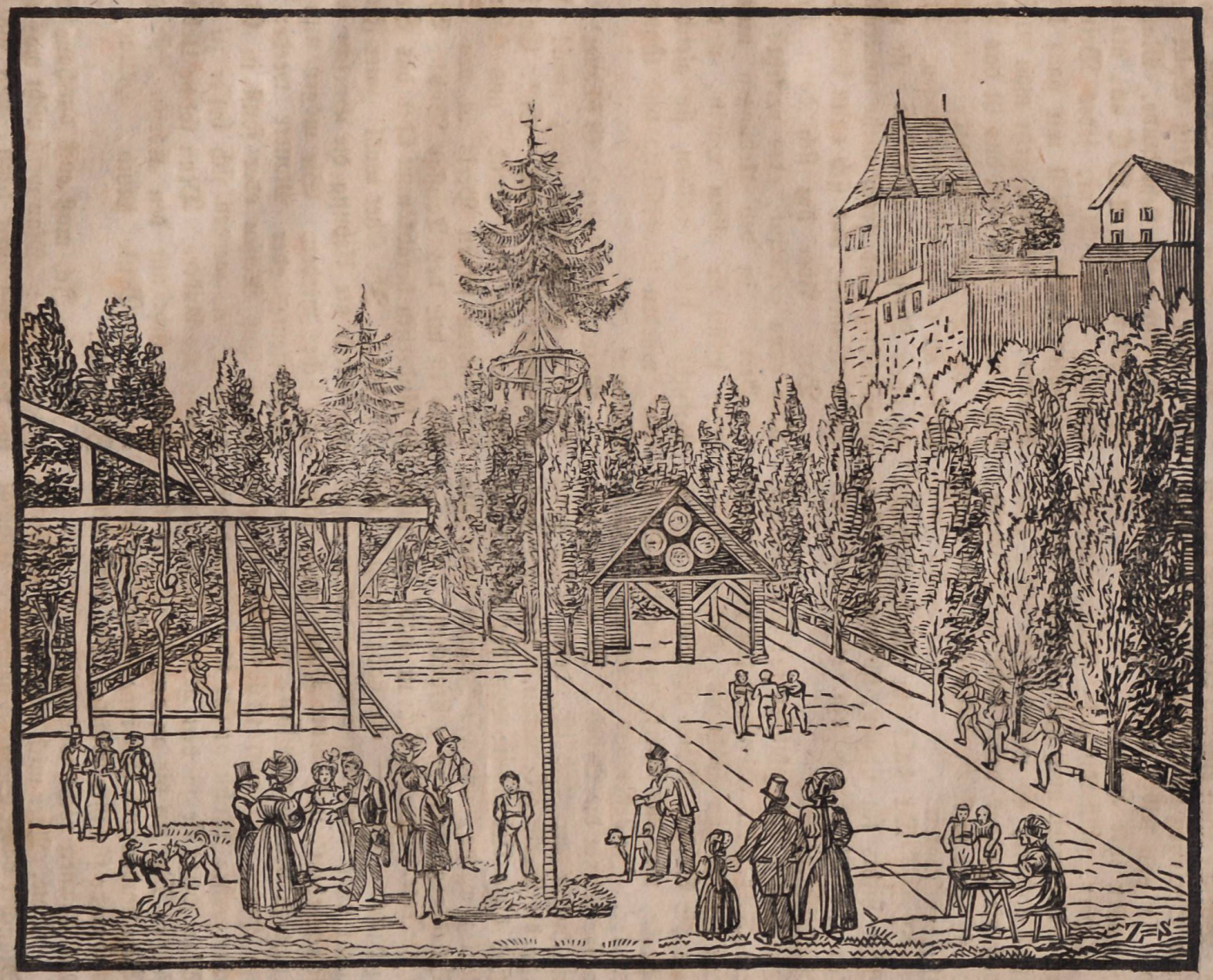
(Siehe die Abbildung.)

Es ist zwar von diesem Jugendfeste schon eine Beschreibung in einer Zeitung erschienen. Aber es liest Mancher den Kalender, der die Zeitung nicht liest; und der Bote hat vielleicht die Sache anders angeschaut als der Zeitungsschreiber.

Auf einem hübschen Platze unten am Schlosse waren im Herbste 1836 viele Herren und schöne Frauen versammelt um dem Feste ihrer Kinder beizuwohnen. Die sogenannten Turnübungen bestehen in Laufen, Wettlauf, wer eine gewisse Weite hin und her zuerst zurücklegt. Im Springen, sowohl in die Höhe über eine leicht gespannte Schnur, als in die Weite über einen ungleich breiten Graben. Im Klettern an dünnen Stangen oder einem dicken Seil, wo denn oben allerlei Preise aufgehängt waren, die von denen geholt wurden, die ganz hinauf kamen. — Es war eine rechte Lust zu sehen, mit welcher Munterkeit, Gelenkigkeit und Sicherheit die Jugend alle diese Uebungen durchführte. Der Bote bekennt aber doch, daß er nicht recht begreife, warum und wozu das alles gelernt werden müsse. Da hat er sich denn an einen Herrn gewagt, der auch zuschaute; und was er mit demselben gesprochen hat, will er hier erzählen. Ihr leset ja doch gerne Gespräche. Nicht wahr?

Bote. Das geht fry recht lustig da! Aber, um Vergebung Herr, was brauchen

Das Turnfest in Burgdorf.



die Bursche einen eigenen Lehrer zum Laufen und Springen und Klettern? Sie treiben das ja von selber mehr als genug, und verreißen ihre Hosen!

Herr. Allerdings! Aber wenn ihr diese Uebungen auch nur als bloßes Kinderspiel ansehet, so wirds doch besser sein, daß die Jugend dabei beaufsichtigt werde, da sie sonst so leicht Schaden nimmt durch Unvorsichtigkeit.

Bote. Da habt ihr Recht, Herr! Aber nichts für ungut, ist denn das Laufen und Klettern u. dgl. etwas mehr als Kinderspiel?

Herr. Wir glauben ja! Wir meinen, der Körper des Menschen soll von Jugend auf eben so gut geübt und gebildet werden als die Seele. Denn der Leib ist für die Seele, was das Werkzeug für den Handwerker. Je besser das Werkzeug ist, desto besser gelingt die Arbeit. Je gleittiger und geschickter der Leib ist, desto besser kann ihn die Seele gebrauchen. Und eben dazu sind diese Uebungen: daß der Körper gelenkig werde, und die Jugend lerne ihre Glieder geschickt zu gebrauchen!

Bote. Hm! Daran hab' ich nicht gedacht. Aber — ihr habt Recht. Es giebt viele Erwachsene die zu allem ungeschickt thun, und weder Hände noch Füße recht zu brauchen wissen!

Herr. Zu dem ist's für die Jugend eine wahre Wohlthat für ihre Gesundheit. Man sperrt sie ja den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis an den Abend, in ihre Schulstuben und läßt ihnen bald keine Freiheit mehr für ihre Spiele. So wird ihnen das Turnen recht wohlthätig!

Bote. Aber mich dünkt doch, es könnte Mancher dabei Schaden nehmen. Einmal die ganz kleinen Büblein dort.

Herr. Seid ohne Sorgen deßhalb. Eben darum ist das kein Spiel mehr, sondern eine wahre Lehrstunde. Man fängt da so gut mit dem A B C an, als in der Schule. Jeder Arm, jedes Bein wird besonders geübt, zuerst mit ganz leichten Sachen: nur langsam geht man zu schwereren über. Und eben das ist das Beßte, daß die Kinder nicht mehr unternehmen dürfen als sie zu leisten vermögen. Wären sie ohne Aufsicht und Lehrer, sie würden unvorsichtig und frech mehr unternehmen als sie könnten, und sich dann beschädigen.

Bote. Aber hat sich dann nie ein Kind etwa geschänt, oder verletzt?

Herr. In den Uebungen niemals! Aber wenn sie allein waren, und ohne Aufsicht, dann wollten sie gleich groß sein, wurden unvorsichtig und thaten sich Schaden.

Bote. G'schauet! G'schauet! Der Bursche ist glücklich ganz oben! Aha! Er nimmt seinen Preis. Ey! Er haltet sich nur mit einer Hand, und stößt mit der andern seinen Preis in den Sack! Das ist mir des Tausigs Bub! Wie er so säuberlich herabkömmt über das Seil!

Herr. Ihr sehet wohl, guter Freund, wie durch die Uebung die Bursche so fest und sicher werden. Sie mögen nun einst Zimmerleute oder Maurer werden: sie mögen auf Reisen oder sonst in Gefahr kommen, sie werden sich besser zu helfen wissen als Andere. Denn solche Uebungen stärken nicht nur den Körper, sie geben auch dem Geiste Muth, Haltung und Zuversicht.

Bote. Ich muß euch durchaus Recht geben, Herr! Man weiß nicht was einem im Leben begegnen kann, und wo man Springen und Klettern gebrauchen kann.

Ich bin als Bube einmal in einem engen Gäßli einem tollen Hunde begegnet. Hinter ihm kamen viele Leute gelaufen, die schrien: flieh! flieh! Ja! Wie fliehen wo zu beiden Seiten dicker Dornhaag ist? Aber an einem herabhängenden Ast zog ich mich auf einen Kirschbaum hinauf; der Hund rannte unter mir durch; sonst wär ich unglücklich geworden.

Herr. Ganz richtig! Und so wollen wir denn ferner solche Uebungen unter guter Aufsicht und geschickter Leitung in Ehren halten.

Ein Verein, an welchem der Bote Freude hat.

Der geneigte Leser hat sicherlich schon längst gemerkt, daß der Bote kein Mitglied eines politischen Vereines ist; er würde da mit seinem hölzernen Beine nur eine traurige Figur spielen. Hingegen rechnet es sich der Bote zur Ehre an, einem Vereine anderer Art anzugehören, wo es weder auf gelehrtes und schönes Reden, noch auf viel Essen und Trinken und Geldverthun, wohl aber auf die gemeinsame Verrichtung eines christlichen Liebeswerkes abgesehen ist, zu welchem selbst der lahme, altersschwache und arme Bote sein Scherflein beitragen kann und darum auch mit Freuden beiträgt. Dieser Verein, den der Bote meint, ist der Verein für christliche Volksbildung im Kanton Bern. Derselbe ist im Jahre 1832 entstanden, und er hat zum Zwecke die Beförderung christlicher Erziehung, die Verbreitung christlicher Erkenntniß und christlichen Sinnes im Volke. Bis jetzt suchte der Verein diesen Zweck durch Errichtung von Erziehungsanstalten für arme Kinder zu erreichen. Dergleichen Anstalten existiren dato drei. Die Erste ist die Anstalt auf dem Bättwylgute, nahe bei Burgdorf. Der Bote hatte so viel Gutes von dieser, seit etwas mehr als zwei Jahren bestehenden, Anstalt gehört und gelesen, daß er sich neulich, als er auf seiner Botenreise bei Burgdorf vorbeikam, nicht enthalten konnte, dem Examen, welches zufällig an selbigem Tage auf dem Bättwylgute statt fand, eine Zeitlang beizuwohnen.

Er fand daselbst gegen 24 gesunde, muntere Knaben und einen recht geschickten, liebevollen Lehrer; die Knaben antworteten meistens, besonders im Religionsexamen, recht gut und wußten viele erbauliche Bibelverse auswendig; auch im Lesen, Schreiben und Singen, vorzüglich aber im Rechnen, namentlich im Kopfrechnen, zeigten sie sich wohl unterrichtet, wenigstens so viel der Bote davon versteht. Er sah zugleich, daß die Besorgniß ganz ungegründet ist, welche gewisse superkluge Leute auf dem Lande und in Städten hin und wieder dem Boten mit Kopfschütteln geäußert haben, nämlich daß in dergleichen Anstalten die armen Kinder für ihren Stand nur zu gelehrt erzogen würden. Das konnte der Bote gar nicht finden, denn die Kenntnisse, welche die Knaben an jenem Examen an den Tag legten, waren gerade nur die, deren ein jeder Mensch, arm oder reich, vornehm oder gering, Meister oder Knecht, zum zeitlichen und ewigen Glücke in gleich hohem Maaße bedarf. Besonders hat es dem Boten gefallen, als er hörte, wie diese Knaben auch auf dem Felde brav arbeiten und schaffen müssen. Das ganze Bättwylgut enthält nämlich fast 70 Jucharten Landes, und dennoch wurden im vorigen Jahre alle Landarbeiten, mit Ausnahme des Ackerzuges im Frühlinge und zweier Taglöhne im Heuet, durch den Knecht und die Knaben selbst verrichtet. Auch in Besorgung der Viehwaare erhalten die Knaben Anleitung, indem die Anstalt einige Stücke Vieh besitzt. Sodann hat jeder Knabe noch ein eigenes kleines Gärtchen, dessen Ertrag er der Anstalt oder andern Leuten verkaufen kann. — Da der Bote nicht Zeit hatte, bis zum Ende des Examens da zu bleiben; so war er auch nicht mehr zugegen, als die Knaben zum Essen giengen; allein ein achtungswerther Bauersmann, welcher in der Nachbarschaft wohnt und die Anstalt genau

kennt, hat den Boten versichert, daß die tägliche Kost der Knaben zwar sehr einfach und mäßig, wie es sich gebührt, aber doch sehr gesund und nahrhaft sei. Dagegen hat der Bote mit großem Vergnügen die geräumige und saubere Schlafkammer gesehen, wo jeder Knabe sein besonderes Bette und einen kleinen Schrank für seine Kleider hat. — Die zwei anderen Anstalten sind erst kürzlich eröffnet worden; in derjenigen zu Langnau sollen sich einstweilen etwa 15 bis 20 Knaben, und in derjenigen auf dem Rüttegute bei Bern ungefähr eben so viele Mädchen befinden. Von beiden Anstalten hörte man bis jetzt nur Gutes, indem sie ganz im Sinn' und Geiste der Bättwylanstalt eingerichtet sind und glücklicherweise auch recht geschickte und christlichgesinnte Lehrer bekommen haben. — Der Bote muß aber bedauern, daß es noch immer so viele Gemeinden giebt, welche, anstatt ihre armen Kinder solchen Anstalten, um das billige Kostgeld von Fr. 50 für Knaben und Fr. 40 für Mädchen, zu übergeben, sie lieber auf dem das menschliche Gefühl empörenden Wege der Mindersteigerungen um ein Spottgeld an Leute verdingen, bei welchen diesen Kindern oft eher alles andere, als eine christliche Auferziehung zu Theil wird. Der Bote übrigens glaubt, eine Gemeinde komme am Ende weit wohlfeiler weg, wenn sie ihre armen Kinder um jährlich 40 oder 50 Franken gut erziehen läßt, als wenn sie selbige um jährlich 16 oder 20 Franken der Verwahrlosung und dem täglichen Anschauen böser Beispiele Preis giebt. Im erstern Falle erndtet eine solche Gemeinde von ihren armen Angehörigen Dank, von der Welt Lob und Ehre, von Gott Wohlgefallen und Segen; im letztern Falle erndtet sie dagegen immer wachsende Armenlast, uneheliche Kinder, ja bisweilen Schmach und Schande, wie die Erfahrung schon oft gelehrt hat.

Der Verein für christliche Volksbildung, zu welchem alle diejenigen gehören, welche jährlich wenigstens zehn Batzen beisteuern, hält alle Halbjahre eine allgemeine Hauptversammlung, um die geeigneten Mittel, wie er seinen Zweck fördern könne, zu berathen, und um sich von seinem Centralcomite über das Gedeihen der verschiedenen Anstalten Bericht abstatten und zugleich die Rechnung über die eingegangenen Steuern und über ihre Verwendung ablegen zu lassen. Dieser Bericht und die Rechnung werden dann durch den Druck öffentlich bekannt gemacht. Der Bote hat auch ein solches Büchlein vom Examen zu Bättwyl mit nach Hause gebracht und hat es mit großer Erbauung gelesen. Es steht darin, daß bis Ende Dezembers 1836 im Ganzen für den Verein eine Summe von Fr. 10,137 gesteuert worden sei. Die meisten Steuern seien eingegangen aus den Städten Bern (Fr. 3091) und Burgdorf (Fr. 2519). Von den übrigen Gegenden des Kantons zeichneten sich die Amtsbezirke Nidau mit Fr. 574, Biel mit Fr. 426 und Büren mit Fr. 363 aus. Von den 5 Amtsbezirken des Leberberges und von Saanen lies't man hingegen, daß von dort her, wenigstens bis zum 31. Dezember 1836, noch Nichts gesteuert worden sei. Ueberdieß wurden vom Erziehungsdepartemente 300 und vom Departemente des Innern 100 Fr. geschenkt. Die Ausgaben beliefen sich bis Ende Dezembers 1836 auf Fr. 5967, wovon Fr. 5185 bloß für die Bättwylanstalt, und Fr. 200 als Beisteuer an die Bezirksarmenerziehungsanstalt zu Sumiswald. Also besaß der Verein am 1. Jenner 1837 noch Fr. 4170. Jetzt aber hat sich der Bote aus dem angeführten Büchlein überzeugt, daß, wenn nicht recht viele wohlthätige und christlichdenkende Leute dazu mithelfen, der Verein unmöglich seine drei Anstalten fortsetzen kann. Freilich sind 4170 Fr. eine schöne Summe, und es sind seit dem 1. Jenner bis zum 22. Heumonat, dem Tage des Examens, noch 727 Fr. an Steuern eingegangen; dafür aber hat seither die erste Einrichtung der zwei neuen Anstalten, wie der Bote das von einem Mitgliede des Central-Comite's selbst weiß, bereits über 2500 Fr. gekostet, so daß am Tage des Examens nur noch 2375 Fr. vorhanden waren. Das thäte aber dem Boten gar zu leide, wenn die drei

Anstalten nicht bestehen könnten, denn es werden darin schon gegenwärtig vielleicht mehr als 60 arme Kinder, Knaben und Mädchen, auf eine Weise erzogen, daß sich das Herz eines jeden Menschenfreundes und jedes Christen darüber freuen muß. Darum meint der Bote, daß du, geneigter Leser, das neue Jahr auf eine recht gottwohlgefällige Weise antreten könntest, wenn du von jetzt an ebenfalls dem Vereine für christliche Volksbildung beiträtest. Dieser Beitritt kostet so wenig und könnte doch recht viel Gutes stiften. Der Bote denkt nicht daran, daß von den 400,000 Einwohnern des Kantons Jeder einen Kreuzer im Jahre steuern werde; aber wenn von diesen 400,000 Einwohnern nur 100,000 Jeder einen Batzen jährlich, oder 10,000 Jeder einen Franken gäbe, — wie manches sonst verwahrlosete Kind könnte nicht dadurch dem zeitlichen und ewigen Verderben mittelst einer sorgfältigen christlichen Auferziehung entrissen werden. Der Bote, welcher mit seinem hölzernen Beine fast in allen Haushaltungen noch immer so freundlich aufgenommen worden ist und überall gutthätige Leute angetroffen hat, muß eben darum glauben, die Ursache, weswegen aus den meisten Gegenden des Kantons bis jetzt nur so wenige Beiträge eingegangen sind, liege hauptsächlich darin, daß die in den verschiedenen Amtsbezirken aufgestellten Obereinnehmer oder Korrespondenten des Vereines nicht an allen Orten den nämlichen Eifer im Steuersammeln an den Tag legten und sich auch nicht überall Mühe gaben, die Leute über die Absichten des Vereins zu belehren und dafür geneigt zu machen. Der Bote glaubt, andere Leute haben es auch, wie er, nämlich, daß sie recht gerne für solche wohlthätige Sachen ein Paar Batzen geben, wenn man zu ihnen kömmt, um ihren Beitrag abzunehmen, aber daß sie es vergessen und dann Nichts geben, wenn Niemand sie daran erinnert, und wenn der Einsammler zu Hause bleibt und erwartet, ob man ihm etwas bringt oder nicht. Die Obereinnehmer sollten darum in jeder Gemeinde Untereinnehmer bestellen, und diese sollten dann diejenigen Personen oder Haushaltungen, welche etwas geben wollen, aufschreiben und nachher die Beiträge derselben von Zeit zu Zeit z. B. durch Schulkinder einsammeln lassen und an den Obereinnehmer abliefern. Sollte aber nichts der Art geschehen, so wäre der Bote der Meinung, daß sich sonst Jemand in der Gemeinde, namentlich etwa der Schullehrer, der Statthalter oder sonst ein achtbarer Mann, aus Liebe zur Sache mit dem Einsammeln befassen und das Gesammelte dann an den Obereinnehmer des Amtsbezirkes oder an den Präsidenten oder den Kassierer des Centralcomite's in Bern einsende. Wer lieber will, kann, wenn er nach Bern kömmt, seinen Beitrag auch an Hrn. Buchdrucker Stämpfli an der Postgasse übergeben, welcher das Empfangene getreulich am gehörigen Orte abliefern wird.

Wenn der Verein seine menschenfreundlichen Absichten auch nur zum Theile erreichen soll, so muß er noch weit mehr thun, als bis jetzt geschehen konnte. Noch in mancher Gegend des Kantons wären Armenerziehungsanstalten nöthig; auch sollte der Verein noch auf andere Arten auf Pflanzung und Verbreitung christlichen Sinnes und christlicher Erkenntniß hinarbeiten können. Darum, lieber Leser, der du dir das traurige Loos der armen, verwahrloseten Kinder, die Armenlast deiner Gemeinde, das Wohlergehen deines Vaterlandes zu Herzen nimmst, verschließe dein Ohr der Bitte des Boten nicht, sondern trachte, wie auch du das Deinige, und wenn es noch so gering wäre, in den allgemeinen Gotteskasten legest, denn der Bote möchte auch dich und jeden guten Menschen in dem Vereine wissen, an welchem er Freude hat.

In Ryffenmatt, Gemeinde Guggisberg, wird den 6. September ein Jahrmarkt abgehalten werden.